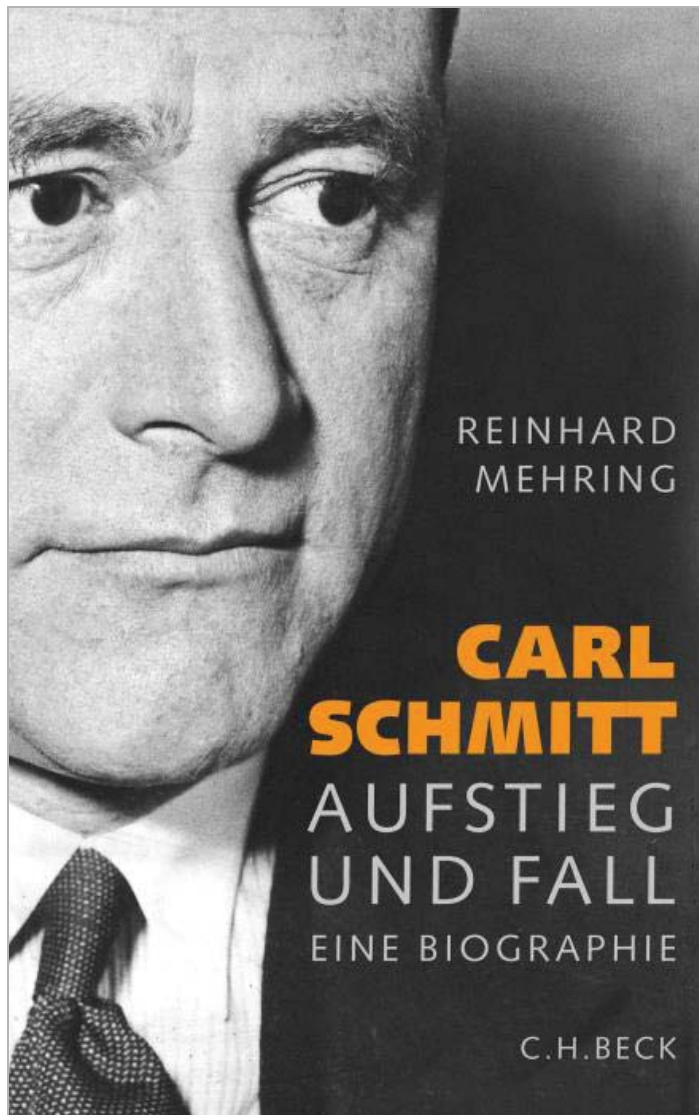


Unverkäufliche Leseprobe



Reinhard Mehring
Carl Schmitt
Aufstieg und Fall – eine Biographie

2022. Rund 752 S., mit ca. 30 Abbildungen
ISBN 978-3-406-78563-4

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/33481962>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Reinhard Mehring

**CARL
SCHMITT**

AUFSTIEG
UND FALL

C.H.Beck

Mit 43 Abbildungen

2., überarbeitete, aktualisierte und gekürzte Auflage

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2009

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Roland Angst, Berlin + Vogt & Sedlmeir GmbH, Dießen

Umschlagabbildung: Carl Schmitt, 1932 © ullstein bild

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 78563 4



klimaneutral produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

*Hans Gebhardt (1925–2013),
dem einzigen Leser von Carl Schmitts Kurzschrift*

Inhalt

Ein weißer Rabe. Das seltsame Leben des deutschen Staatslehrers Carl Schmitt	13
---	-----------

Erster Teil

Das «falsche Sichdünken ‹Ich bin›».
Aufstieg im Wilhelminismus

1. Ein «obskurer junger Mann bescheidener Herkunft»	18
<i>Eifeler Herkunft der Eltern – Schulzeit in Plettenberg und Attendorn – Studienjahre in Berlin, München und Straßburg – Der Mentor: Fritz van Calker (1864–1957) – Der Freund: Fritz Eisler (1887–1914) – Die «Schuld» am Anfang des Werkes</i>	
2. Das Recht der Praxis	37
<i>Als Referendar im Bezirk Düsseldorf – Die Theorie der Praxis: «Gesetz und Urteil» – Der Bruder als Mentor – Kritische Versuche: der «Boden des normalen Menschenverstandes»</i>	
3. Dichterapotheose und Literatenschelte: der «unzeitgemäße» Dichter und das «Gemeingut der Gebildeten»	48
<i>Rückblickende Wahrnehmung eines Epochenwandels – Von Richard Wagner zu Theodor Däubler (1876–1934) – Religiöses Pathos und säkulare Dogmen</i>	
4. Am Vorabend des Weltkriegs: Staat, Kirche und Individuum als Orientierungsposten	57
<i>Die Tänzerin aus dem «Tingel-Tangel»: Carita (von) Dorotić (1883–1968) – Die «Würde» des Einzelnen im «Dienst» am Recht</i>	
5. Düsseldorfer Leben im Ausnahmezustand	66
<i>Der «Geheimrat»: Hugo am Zehnhoff (1855–1930) – Verlobung mit Schatten – Cari in Plettenberg – Kriegsausbruch und Freundestod – Glückliche Zwischenlösungen – Unzureichende Zwischenüberlegungen</i>	

- 6. Weltkrieg und Defaitismus: Carl Schmitt in München** **77**
Carl Schmitt als Soldat – Alltag im Generalkommando – An der «Leine» der Ehe – Jüdische Freunde und antisemitische Affekte – Antwort mit Däubler – Satirische Feindbeobachtungen
- 7. Straßburg, der Belagerungszustand und die katholische Entscheidung** **89**
Das neue Thema – Wieder in Straßburg: Belagerungszustand als Rechtsverhältnis – Zwischen München und Straßburg – Franz Blei (1871–1942) und die Beiträge in «Summa»
- 8. Politische Romantiker 1815/1919** **102**
Romantische Subjektivität – Kriegsende und Revolutionswirren: Machtergreifung der Romantiker – Zur Gesamtlinie des Frühwerks

Zweiter Teil

Jenseits der Bürgerlichkeit.
Weimarer Leben und Werk

- 1. Feste Stellung?**
Münchener Handelshochschule und Diktatur **114**
Bayern im Ausnahmezustand – Feste Dozentur an der Münchener Handelshochschule – «Da kommt das Erschießen fast vor dem Urteil»: «Die Diktatur» – Abschied von München: die Erinnerungsgabe für Max Weber
- 2. Ein «treuer Zigeuner» in Greifswald** **129**
Kurzes Gastspiel – Kathleen Murray, Ernst Robert Curtius und die Greifswalder Promotion – Die Novelle vom «treuen Zigeuner»
- 3. Ankunft in Bonn? Wendung zur katholischen Kirche** **140**
Werde, der du bist! – An der Bonner Universität – Katholizismus als politisches Credo – «Konkrete» Kirche ohne Vorbehalt?
- 4. Der Bonner Lehrer** **151**
Übergang zu Duška – Vom Parlamentarismus zum «nationalen Mythos» – Inkubationsjahr 1924 – Vor der «Vereinigung»: «Die Diktatur des Reichspräsidenten» – Hugo Balls «doch sehr schöner» «Hochland»-Essay – Der Streit um «Die Folgen der Reformation» – Das legendäre Seminar – Ein schwieriger Schüler: Waldemar Gurian (1902–1954) – «Was ist Theologie?» Erik Peterson (1890–1960) – Stimmungswechsel

5. Vom Status quo zum demokratischen «Mythos»	186
<i>Maßstäbe des Rezensenten – Rechtsprinzip gegen Genf: Legitimität der Homogenität? – Vom «Unrecht der Fremdherrschaft» zum «Betrug der Anonymität» – «Dummheit» und «Erlösung»: Duška und Magda – Vom «Mythos» der unmittelbaren Demokratie</i>	
6. Bonner Ernte:	
Der Begriff des Politischen und die Verfassungslehre	201
<i>Sexus und System – Kernsätze staats-theoretischer Grundlegung: «Der Begriff des Politischen» (1927) – Flüchtige Skizze des «Systems»: der Gegensatz von Liberalismus und Demokratie in der «Verfassungslehre» – Der vierfache Ansatz zur Dekonstruktion des «bürgerlichen Rechtsstaats»</i>	
7. Von «Eisscholle zu Eisscholle»:	
Signale im Berliner «Malstrom»	220
<i>Übergangszeiten – Mit der Maske von Cortés – Die Berliner Handelshochschule – Feste Adresse? Lebensabriss bis zum Sommer 1929 – Erotischer Ausnahmezustand – Neues Thema: «Hüter der Verfassung» – Licht aus Italien? Die Demokratie aus ihrer «Verhüllung» retten – Feuchtwangers Antwort – Mit der Maske Bismarcks – Der «Geist» der Technik und die «neue Elite»</i>	
8. Rekonstruktion des «starken» Staates	248
<i>Von der Verfassungslehre zur Staatslehre – Eine neue Staatslehre nach Hugo Preuß – Die «Pflicht zum Staat» – Nach Duškas Rückkehr – Der «Irrtum» als «Abhilfe»: der Reichspräsident als «Mittelpunkt» – Vom klassischen Freiheitsrecht zur institutionellen Garantie? – Abbruch der Theorieanstrengung?</i>	
9. In den publizistischen Kreisen der Weimarer Endzeit	264
<i>Der treue Adlatus: Ernst Rudolf Huber (1903–1990) – Mobilisierung der «neuen Elite» – «Der Begriff des Politischen» und das Spiel des Antichristen</i>	
10. Carl Schmitt als Akteur im Präsidialsystem	281
<i>Im Vorhof der Macht – «Von der Legalität zur Legitimität» – Preußenschlag und Notstandsplan – Vor dem Staatsgerichtshof – Nach dem Leipziger Urteil – Letzte Chance der Weimarer Republik</i>	

Dritter Teil

Im Bauch des Leviathan.

Nationalsozialistisches Engagement und Enttäuschung

- 1. Nach dem 30. Januar 1933** **306**
Gegen einen Mythos nur einen anderen? – Topik der Entscheidungsgründe für den Nationalsozialismus – Umbrüche im Nahfeld – Wege und Antworten der Opfer

- 2. Der aufhaltsame Aufstieg zum «Kronjuristen»** **322**
Rache für Leipzig – Nullpunkt und erstes Engagement – Hans Frank (1900–1946) und die «Akademie für Deutsches Recht» – Sommer 1933: «Und dann kam also der Mann da» – Zenit Juristentag – Erste Auseinandersetzungen um Carl Schmitts Nationalsozialismus

- 3. Das «Jahr des Aufbaus»?**
Anfang und Ende juristisch-institutioneller Sinnstiftung **344**
Sinnstiftungsschriften – Abschied vom Völkerrecht? – Der «unmittelbar gerechte Staat» Adolf Hitlers und der 30. Juni 1934 – Das Fähnlein der letzten Getreuen

- 4. Die antisemitische Sinnggebung** **364**
Rechtstheoretische Neuansätze – Dunkle Jahre und nationalsozialistische Schüler – Sinnggebung mit Richard Wagner: «Das Judentum in der Rechtswissenschaft» – Sturz in der Ämterhierarchie

- 5. Kehre mit Hobbes?**
Sinn und Fehlschlag des Engagements **387**

- 6. Recht zur Macht? Großraumordnung als Reichsbildung** **396**
Friedensfiktion und politischer Friede – Rekonstruktion des «Reiches»?

- 7. Der Kapitän als Geisel?**
Carl Schmitts Abschied vom «Reich» **403**
Wieder Professor – Die Lage des «Rechtswahrers» bei Kriegsbeginn – Der «Symbolismus der Situation»: die Benito Cereno-Identifikation – «Solange der Weinkeller nicht leer ist»: Leben im Krieg – Verfassungsgeschichtliche Rückschau: die «Fragwürdigkeit der totalen Verstaatlichung»

8. Letzte Schriften im Nationalsozialismus **430**

Literarische Inszenierung des Abgangs – Aufstieg und Fall eines Reiches – Verzögerte Ernte: Endgeschichte des Völkerrechts? – «Unglücksfigur» im Nationalsozialismus?

Vierter Teil

«Einer bleibt übrig».

Langsamer Rückzug nach 1945

1. Haft und «Asyl» **444**

Nach dem Sturm – Verbrechen und Verantwortlichkeiten – Im Camp – «Briefe aus der Haft»: der «authentische Fall eines christlichen Epimetheus» – «Ich bin hier als was?» Rückkehr und neuerliche Verhaftung – «Ich wusste Einiges von den legalen, paralegalen und illegalen Machtmitteln»: Nürnberger Stellungnahmen – Plettenberger «Asyl» – Das «kleine Einmal-eins» der Nachkriegslage – «Gevierteilt und zertreten, aber nicht vernichtet»: Rückschau im «Glossarium» – Schmitts Hitler-Bild nach 1945

2. Von Benito Cereno zu Hamlet: «Comeback» des Intellektuellen? **472**

Vernetzungen nach 1949 – Die «Verdunklung der letzten Jahre»: Streit mit Jünger und Tod der Frau – Pater Eberhard Welty und «Die neue Ordnung» – Serge Maiwald und die «Universitas» – «Carl Schmitt Nein und Ja»: Publikationsoffensive im Greven-Verlag – «Der dunkle Sinn unserer Geschichte»: Christliches Geschichtsbild? – «Ein starker Geist luziferischer Art»: Auseinandersetzungen um das Comeback – Das Vernichtungssystem «wenigstens nachträglich ganz realisieren»: Entfremdung von Huber – Nach Duškas Tod: «großartige Aufnahme» und «niederträchtige Verfolgung» – «Dass Sie nicht mehr sprechen wollen, kann ich gut verstehen»: Querelen um Vorträge – «Einheit der Welt» oder Nachkriegsnomos? – Bibliotheksfragen – Pressekontakte: «Da werden Gräfinnen zu Hyänen» – «Der Mann, der den Walfisch fing»: Zenit des 65. Geburtstags – «Hör-Denkspiele» im Rundfunk – Das «Missverhältnis von Denken und Tun»: Carl Schmitt als Hamlet

3. Plettenberger Privatissimum. **512**

Neue Wirkungen auf bundesrepublikanische Schüler

Ankunft in der Bundesrepublik? – Anima heiratet nach Spanien – «Von Ihnen lebt eine Generation.» Die Schüler der 50er Jahre – Münster und Ebrach – Zum 70. Geburtstag: ein «neuer Typus von Buch» – Der Karlsruher «Gummibaum»: «Die Tyrannei der Werte»

4. Partisan im Gespräch **529**

Kategorienwechsel nach 1945? – Alter Partisan: Logik der Verurteilung und Legitimität des Widerstands – Böckenförde als Lektor des Spätwerks –

*Abschlussdenken mit Hobbes und Hegel – Ebracher Gabe – 80. Geburtstag –
«Der erste, originale N. P. bin ich»: Folgen von 1968 – Promotion der
Sekundärliteratur*

5. Achtzig verweht: Rückblick auf alte Fragen 554

*Die «Pseudo-Religion der absoluten Humanität»: Werkabschluss «Politische
Theologie II» – Weimarer Legenden: Hugo Ball und Walter Benjamin – Streit
der Schmittisten – Letzte Station Plettenberg-Pasel – Auf Augenhöhe mit
Hans Blumenberg – Schmerzenskind «legale Weltrevolution» – Im Labyrinth
des Nachlasses: Schmitts letztes Werk – «Ad multos annos!» Das Finale des
90. Geburtstags – «Kostbare Tage» mit Jacob Taubes – Letzte Verfügungen*

Anhang

Nachwort zur 2. Auflage von 2022	587
Abkürzungen und Bibliographie	591
Anmerkungen	609
Bildnachweis	715
Personenverzeichnis	717
Leitmotivische Begriffe	731

*Immer steht für mich die Frage offen:
wie war der <Fall Schmitt> möglich?
Es ist doch lebenswichtig für uns alle,
den <Fall Deutschland> einmal zu verstehen.¹*

Ein weißer Rabe. Das seltsame Leben des deutschen Staatslehrers Carl Schmitt

Für eine Ernst Jünger-Festschrift macht Carl Schmitt im November 1954 folgende Autorangaben: «C. S. geb. 1888 in Plettenberg (Westfalen), studierte in Berlin, München und Straßburg, habilitierte sich 1916 in Straßburg, verlor infolge des Ausgangs des ersten Weltkriegs seine Dozentur; von 1921–1945 ordentlicher Professor des öffentlichen Rechts in Greifswald, Bonn, Köln und Berlin; 1933 Preußischer Staatsrat; verlor 1945 infolge des Ausgangs des zweiten Weltkriegs seinen Lehrstuhl und lebt seit 1947 in Plettenberg (Westfalen). Drei Hauptwerke: Die Diktatur 1921; Verfassungslehre 1928 (Neudruck 1954); Der Nomos der Erde 1950.» (BS 183) «Ich denke das genügt», fügt er seinem Brief an den Herausgeber Armin Mohler hinzu; «die 3 Bücher können Sie streichen. Doch finde ich ihre Erwähnung nicht schlecht. Die Identität mit dem Schicksal Deutschlands, die Einheit von wissenschaftlichem Beruf und Schicksal wird deutlich genug in diesen Daten.» Als Mohler dann eine Kürzung der biographischen Angaben wünscht, antwortet Schmitt: «Schließlich genügt: C. S. geb. 1888, weißer Rabe, der auf keiner schwarzen Liste fehlt.» (BS 186) Er ist damals 66 Jahre alt und hat noch über 30 Jahre zu leben; er sieht sich als «Besiegter» und knüpft eine verführerisch starke Legende von seiner «Identität mit dem Schicksal Deutschlands».

Der Rabe tritt in vielen Legenden und Fabeln als kluger Berater auf. Ein weißer Rabe ist Unschuldslamm und schwarzes Schaf. Wenn er auf allen schwarzen Listen steht, betont Schmitt – wie bei seinen Referenzautoren Donoso Cortés, Machiavelli und Hobbes – eine Diskrepanz zwischen Leumund und Charakter. Er kontert Legenden leicht ironisch mit einem Gegenbild. Schmitt bot viele Interpretamente und «Mythen» zum Verständnis seines ereignisreichen und seltsamen Lebens an. Dabei griff er nicht in die deutsche Mythenkammer. Er spiegelte sich in Don Quijote,

Othello und Don Juan, im katholischen Gegenrevolutionär Donoso Cortés, in Machiavelli, Hobbes oder auch der Novellenfigur Benito Cereno, sah sich nach 1945 in der Rolle des gescheiterten Intellektuellen als Hamlet oder als Hoftheologe Eusebius. Solche Chiffren muss der Biograph vorsichtig aufnehmen und als Selbstverständnis rekonstruieren. Die komplexe Persönlichkeit lässt sich aber schwerlich mit einem Generalschlüssel erfassen.

Die nachfolgende Biographie sucht starke Wertungen und Rückprojektionen zu vermeiden und die offenen Möglichkeiten und Kontingenzen des Lebens gleichsam in Zeitlupe vorzuführen. In der Fülle des Stoffs mag der Leser mitunter die starke These vermissen. Es erwartet ihn, grob gesagt, die alte Geschichte vom Aufstieg und Fall: die Biographie eines sozialen Aufsteigers und Außenseiters, der – Macht und Recht – politische Bedingungen und Gründe von Verfassungen thematisierte und eine neue Verfassungstheorie entwickelte. Es ist – Macht und Geist – auch ein Fallbeispiel von den Risiken politischer Verstrickung eines praktisch engagierten Verfassungslehrers: vom schrittweisen Absturz eines hoch begabten und leicht verstiegenen Intellektuellen in den nazistischen und antisemitischen Wahn, von dem Schmitt sich auch nach 1945 nie ganz erholte. In der Bundesrepublik fand er dennoch bedeutende Schüler, die sein Werk für ein zweites Leben in liberaler Rezeption retteten.

Diese Biographie historisiert Schmitts Leben und Werk. Sie ordnet es nicht in die Reihe der «Klassiker» des politischen Denkens oder die Geschichte des öffentlichen Rechts ein und diskutiert auch seine oft warnend beschworene Aktualität nicht. Die heutige Bundesrepublik ist nicht mehr nach dem Drehbruch des Nationalstaats verfasst, dem Schmitt mit seiner Verfassungslehre folgte. Gewiss ist Schmitt ein Vater des neueren Etatismus und Antiliberalismus. Er legitimierte außerordentliches Handeln und zog ihm bisweilen den weiten Mantel des Glaubens über. Seine direkte Wirkung ist aber heute vorbei.

Der Schulstreit zwischen Schmitt und seinem Weimarer Kollegen Rudolf Smend, Gegenkonzepten von Staat und Verfassung, Dezision und Integration bestimmte zwar lange die deutschen Katheder. Und es «lassen sich erstaunlich viele Diskussionen der neueren Zeit auf diese Fronten abbilden.»² Die hohen systematischen Ansprüche seines Denkens scheinen heute aber kaum noch einlösbar zu sein.³ Seine politischen Positionen sind gründlich diskreditiert. Der Weimarer Etatismus, Nationalismus und Antisemitismus ist nicht mehr. Und schon die alte Bundesrepublik beschrieb Schmitt juristisch kaum noch. Die neuere Europäisierung und

Internationalisierung des Rechts ahnte er nur.⁴ Schmitt selbst historisierte sein Werk und verstand es als Antwort auf bestimmte Herausforderungen und Lagen. Seine Positionen und Begriffe werden zwar weltweit rezipiert, wo Erosionen des Verfassungsstaates zu beobachten sind und es gegen universalistische Rechtskonzepte geht. Solche Aktualisierungen bringen aber einen erheblichen Bedeutungswandel mit sich. Zwar erleben wir heute massive neue Politisierungen des Rechts. Schmitts Werk aber steht ganz in der Zwischenkriegszeit und der katastrophalen deutschen Nationalgeschichte seit 1914. Die Biographie stellt es in die Krise der Zeit und liest das Werk nicht zuletzt autobiographisch als Reflexionsform des Lebens. Der Absturz zeigt sich in Leben, Werk und Zeit.

Schmitts eingangs zitierte biographische Notiz hebt einen doppelten «Verlust» durch Kriegsniederlagen hervor: Der «Staatsrat» sah sich als «Besiegter» von 1918 und 1945; das «Schicksal Deutschlands» war ihm keine Erfolgsgeschichte. Auch die Bundesrepublik betrachtete er in über 30 Jahren Zeugenschaft nicht als «geglückte Demokratie». Den «langen Weg nach Westen» erlebte er nicht mehr vom Fluchtpunkt 1989/90 her als Lösung der deutschen Spannung von «Einheit» und «Freiheit».⁵ Sein Jahrhundertleben war eher eine lange Enttäuschungsgeschichte. Schrittweise kamen Schmitt auf der Suche nach tragenden Ordnungen die politischen Formen und Alternativen abhandeln: der Wilhelminische Rechtsstaat und die katholische Kirche, die parlamentarische Republik und das Präsidialsystem, die juristisch-institutionelle Sinnggebung im Nationalsozialismus und das supranationale Ordnungsmodell des «Reiches», die Legitimität individuellen Widerstands und die «legale Weltrevolution». «Durch alles das bin ich hindurchgegangen, / Und alles ist durch mich hindurchgegangen», meinte Schmitt schon 1948 (ECS 92). Diese Biographie spiegelt deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts im Leben und Werk eines Analytikers und Akteurs; sie beobachtet ein problematisches Leben mitunter geradezu protokollarisch in seinem ereignisgeschichtlichen Ablauf und reflexiven Versuch normativer Orientierung und Selbststabilisierung.

Schmitt ist als Autor über 70 Jahre fassbar. Ältere Biographien⁶ konnten wichtiges Material noch nicht berücksichtigen. Viele Detailstudien argumentieren heute mikroanalytisch auf hohem Niveau. Die folgende Darstellung basiert insbesondere auf den Tagebüchern, Briefwechseln und dem umfangreichen Nachlass. Schmitt verwahrte so ziemlich alles. Sein Leben lässt sich heute über weite Strecken detailliert rekonstruieren. Der Nachlass weist allerdings signifikante Lücken vor 1922⁷ und nach

1933 auf. Die Erinnerung an die erste Frau Pauline (Cari) Dorotić und auch einige Quellen aus nationalsozialistischer Zeit sind getilgt. Dennoch ist eine Masse von Zeugnissen vorhanden. Leben und Werk bleiben zwar vieldeutig und rätselhaft, an Stoff und Farbe mangelt es der folgenden Biographie aber gewiss nicht.

Erster Teil

Das «falsche Sichdünken ‹Ich bin›».
Aufstieg im Wilhelminismus

1. Ein «obskurer junger Mann bescheidener Herkunft»

Eifeler Herkunft der Eltern

Carl Schmitt bezeichnete sich immer wieder als Moselaner. Das trifft aber schon für seine Eltern nicht genau zu. Alle Verwandten der väterlichen Linie[†] kommen aus Bausendorf, einem Dorf am Alfbach in der Eifel etwa 6 Kilometer Luftlinie von der Mosel entfernt. Bis Bernkastel-Kues, dem Hauptort der Mittelmosel, sind es etwa 15 Kilometer. Nach 1815 wurde Bausendorf preußisch. Die überwiegend katholische Bevölkerung, im 19. Jahrhundert etwa 500 Einwohner, lebte von der Landwirtschaft und vom Handwerk. Weinbau gab es nicht. Bausendorf hatte eine eigene Pfarrei; der Wallfahrtsort Heinzerath lag in der Nähe. Die väterliche Linie zeigt einen Übergang vom Bauern zum Handwerk. Ein Urgroßvater war Bäcker, Bauer und Gastwirt. Der Großvater Nikolaus Schmitt betrieb eine Bäckerei mit Wirtschaft, besaß eine Scheune und Stallungen sowie einen Schul- und Tanzsaal. 1852 heiratete er eine Katharina Anna Franzen. Aus der Ehe gingen neun Kinder hervor. Carls Vater Johann Schmitt (1853–1945) war der älteste Sohn. Schon väterlicherseits gab es also viele Onkel und Tanten. Carl hat seine Großeltern väterlicherseits nie kennengelernt.

Der Vater kam mit fünf Jahren auf die Bausendorfer Knabenschule. Mit 14 Jahren begann er im nahegelegenen Weinort Kröv eine Ausbildung bei der Post und erhielt bald das Postamt Bleialf in der Nordeifel. Später trat er in den besser besoldeten Eisenbahndienst über. 1874 wurde er ins westfälische Siegen/Siegerland und dann nach Werdohl an der Lenne versetzt; im September 1876 kam er nach Plettenberg-Eiringhausen ins westfälische Sauerland. 1878 trat er dort als kaufmännischer Angestellter bzw. Buchhalter in die Schrauben- und Mutterfabrik Graewe & Kaiser (Graeka) ein. Die Fabrik war erst 1872 gegründet worden, expandierte stark und prägte die Strukturen des Stadtteils. Dienstreisen führten Johann Schmitt auch ins Ausland.

1878 lernte er Maria Rehse (1850–1882) kennen. Im August 1879 heirateten sie. Maria war evangelisch, so dass Johann mit der Heirat die Konfessionsgrenze überschritt. Sie bekamen zwei Kinder: Ernst (1880–1919) und Maria (1881). Das zweite Kind verstarb und die Ehefrau folgte



*Links: Der Vater Johann Schmitt. «Er hat in einer damals noch sehr harten Diaspora der katholischen Sache ein langes Leben hindurch treu gedient.» – Carl Schmitt am 9. September 1960 an den Historiker Rudolf Morsey.
Rechts: Die Mutter Louise. Carl spricht gelegentlich ziemlich negativ über sie.*

1882 nach längerer Krankheit. Pfingsten 1886 begegnete Johann dann auf einer Reise Louise (Luise) Steinlein (1863–1943), Carls Mutter. Sie war 1863 in Blasweiler/Kreis Ahrweiler in der Eifel als uneheliches Kind geboren worden. Ihre Mutter Augusta Louise Bell heiratete 1865 den Trierer Zollbeamten Franz Josef Anton Steinlein. Franz gilt als Louises Vater. Wahrscheinlich war aber dessen Bruder Nikolaus, ein Pfarrer, der leibliche Vater, weshalb Louise erst 1865 nach Geburt des Sohnes Andreas legitimiert wurde. Die Steinleins, Carls Großeltern, bekamen nach Louise und Andreas noch fünf weitere Kinder. Auch mütterlicherseits hatte Schmitt also viele Verwandte, teils in Lothringen, wo die Mutter aufwuchs.

Johann Schmitt und Louise heirateten nach kurzer Bekanntschaft im September 1887. Am 11. Juli 1888, dem Drei-Kaiser-Jahr, wurde Carl dann in Plettenberg geboren. Es folgten die Geschwister Auguste (1891–1992), Joseph (1893–1970) und Anna Margarethe (1902–1954). Beide Schwestern blieben kinderlos und unverheiratet. Der Bruder Joseph (Jupp) heiratete, hatte drei Töchter (Claire-Louise, Auguste, Paula) und praktizierte als Arzt in Köln. Der Halbbruder Ernst wurde Metzger und hatte sechs Kinder. Carl Schmitt heiratete zwei Mal. Aus zweiter Ehe

stammte eine Tochter Anima Louise (1931–1983), die nach Spanien heiratete und vier Kinder (Beatriz, Carlos, Jorge, Álvaro) bekam. Carl hatte also insgesamt eine große Verwandtschaft. Nur einen Opa lernte er kennen; doch der war vermutlich nicht sein leiblicher Großvater. Zeitlebens hielt Carl enge Familienkontakte. Oft kam er für längere Zeit nach Plettenberg, wo seine Eltern erst im hohen Alter verstarben. Auch mit seinen Geschwistern pflegte er engen Umgang. Der Vater ging 1928, mit 75 Jahren, nach fünfzigjähriger Tätigkeit als kaufmännischer Angestellter bei Graeka in den Ruhestand. Unter den damaligen Bedingungen war sein Aufstieg beachtlich.

Schulzeit in Plettenberg und Attendorn

Plettenberg liegt im südlichen Winkel des märkischen Sauerlands. «Das bedeutet: konfessionelle Minderheit in einer intensiv evangelischen, zum Teil auch protestantisch-sektiererischen Umgebung.»² Schon Ende des 19. Jahrhunderts war Plettenberg kleinindustriell geprägt. Die Bevölkerung wuchs zwischen 1880 und 1900 auf knapp 5000. Schmitt stammt also aus einer expandierenden Kleinstadt in nasskalter, hügeliger Mittelgebirgslandschaft im Tal des Flusses Lenne. Die Familie wohnt zunächst zur Miete in einem ländlicher gelegenen Ortsteil. Im Sommer 1901 zieht sie in die Bahnhofstraße in ein Doppelhaus in Eiringhausen. Ein Drahtwerk, ein Sägewerk und ein Schmiedebetrieb liegen in der Nähe, eine Schmalspurbahn führt direkt am Haus vorbei. Am Anfang ist die Eisenbahn: Schmitt wächst an einem kleinen Rangierbahnhof auf. Nur wenige Schritte führen zur Lenne und in die Landschaft, die er später immer wieder passioniert durchwandert.

Ostern 1894 wird Carl eingeschult. Er besucht die katholische Jütterschule zunächst im Stadtzentrum und dann ab 1897 im Stadtteil Eiringhausen. Sein Entlassungszeugnis vom 11. April 1900 zeigt die Durchschnittsnote «gut». Der Vater ist im Kirchenvorstand der Gemeinde und im Gabelsberger Stenographenverein engagiert und lehrt ihn die Stenographie, die er zeitlebens intensiv nutzt. Die Mutter, in einem lothringischen Kloster erzogen, vermittelt ihm die französische Sprache sowie das Klavierspiel. Anna Margarethe, die jüngste Schwester, wird später Musiklehrerin. Auch Carl spielt bis ins hohe Alter Klavier.

Mit elf Jahren wechselt er in die Quarta des (1515 gegründeten) städtischen Gymnasiums Attendorn.³ Es liegt nicht leicht zu erreichen etwa 15 Kilometer von Plettenberg entfernt. Carl tritt deshalb auch in das

katholische Konvikt Collegium Bernadinum ein. Mit elf Jahren kommt er in ein strenges Internat. Aus der katholischen Diaspora gelangt er in ein dominant katholisches Milieu. Die Ferien verbringt er bei Verwandten an Eifel und Mosel oder bei den französisch sprechenden Verwandten in Lothringen. Onkel André Steinlein, ein Bruder der Mutter, ist dort durch Grundstücksverkäufe an den Bergbau reich geworden. Dessen Sohn André Steinlein befreundet sich eng mit seinem älteren Vetter und kommt in den Ferien gelegentlich nach Plettenberg.

Die Quarta hat damals 17 Schüler: 13 Katholiken, 3 evangelische und einen jüdischen Schüler. Der Lehrplan legt den Schwerpunkt auf die Sprachen. In der 7. Klasse hat Carl sieben Wochenstunden Latein und vier Stunden Französisch. Später erhält er acht Stunden Latein und sechs Stunden Griechisch, dazu zwei Stunden Französisch. In der Oberstufe kommen wahlweise zwei Stunden Hebräisch oder Englisch hinzu. Carl wählt Englisch. Die Naturwissenschaften sind nur schwach vertreten. Es gibt auch nur zwei Stunden Religionsunterricht. Die Mutter wünscht, dass Carl Theologie studiert und Priester oder Mönch wird. Dann hätte er aber Hebräisch wählen müssen. Die Entscheidung gegen die Theologie ist endgültig. Erst später fällt die Entscheidung für Jura, die er nie bereut. Nur wenige aussagekräftige Quellen zur Kindheit und Schulzeit sind bekannt: keine Schlüsselszenen und kein Internatsroman.

Auf dem Gymnasium lernt Carl Franz Kluxen kennen. Dessen Vater besitzt ein großes Textilkaufhaus am Prinzipalmarkt in Münster. Franz muss die Schule bald verlassen. Beide begegnen einander aber erneut während des Studiums in Straßburg. Kluxen ist künstlerisch stark interessiert. Mit 19 Jahren schon publiziert er eine Schrift *Das <deutsche Drama> Richard Wagners als künstlerisches Ideal und schöpferische Tat*.⁴ Später sammelt er moderne Malerei. Durch Kluxen lernt Schmitt bürgerlichen Wohlstand und künstlerische Avantgarde kennen. Später notiert er, dass es Kluxen war, «der mich in die durch und durch genialische Geistigkeit des deutschen 19. Jahrhunderts, in R. Wagner und Otto Weininger, initiiert hat.» (GL 114)

Schmitt datiert seine erste Bekanntschaft mit dem vormärzlichen Autor Max Stirner auf Unterprima. Er erwähnt den disziplinarischen Zwischenfall, dass er bei der Lektüre von David Friedrich Strauß erwischt wurde. Am Beginn der Oberprima, am 3. August 1906, wird er zusammen mit 12 anderen Oberprimanern «wegen unerlaubten Wirtshausbesuches mit einer Stunde Schularrest» bestraft. Vermutlich deshalb muss er das Konvikt im September verlassen, und so pendelt er als «Eisenbahn-

ler» (JB 58) die letzten Monate bis zum Abitur zwischen Attendorn und Plettenberg.

Am 18. Dezember 1906 reicht er sein Zulassungsgesuch zum Abitur ein. Wegen seiner guten Leistungen wird er von der mündlichen Prüfung befreit. Am 28. Januar beginnen die schriftlichen Prüfungen: Carl schreibt seinen Deutschaufsatz über eine Maxime aus Schillers *Wallenstein*, Mathematik, eine lateinische Arbeit über Cicero und Griechisch über Thukydides. Er ist zufrieden. Seiner Schwester meldet er Anfang Februar: «Wir haben das Schriftliche hinter uns, es hat alles großartig gut gegangen.» (JB 61) Nur im Turnen bekommt er ein «genügend», ansonsten ist alles «gut». Am 2. März 1907 erhält er sein Abiturzeugnis. Da die Note «gut» damals seltener gegeben wurde, lässt sich sagen, dass Carl seine Schulzeit hindurch ein auffallend guter Schüler war. Er selbst nennt sein Entlassungszeugnis später «ein schönes Abitur». ⁵ Im Zulassungsgesuch zur Reifeprüfung heißt es: «Ich habe vor, Philologie zu studieren». Das Abiturzeugnis vermerkt, Schmitt wolle «die Philologie» studieren. Das humanistische Gymnasium verstand darunter Altphilologie.

Studienjahre in Berlin, München und Straßburg

Carl Schmitt war nur etwa 1,60 Meter groß und nach gängigen Kategorien kein Beau. Jugendfotos zeigen ihn mit ziemlich abstehenden, kantig geformten Fledermaus- oder Segelohren, recht eng stehenden Mandelkernaugen, einer schmalen, scharf gezogenen Nase, dünnen Lippen, einem markanten, gekerbten Kinn, ausgeprägten, hageren Faltenzügen, einer leichten, ungeränderten Brille. Auffallend sind immer wieder die großen, dunklen Augen und der präzise Blick. Auf manchen Fotos ist Schmitt ganz Auge. Franz Blei erinnert ein «in jedem Nerv gespanntes, von eindringlichen Augen überleuchtetes Gesicht, der Mund wie mit dem Lächeln eines Knaben geladen». ⁶ Der junge Schmitt wirkt sehr schlank und asketisch. Später wird er rundlicher. Schulfotos zeigen ihn in der Mitte. Auf einem Gruppenfoto thront er mit verschränkten Armen und herri-schem Ausdruck über seinen Kameraden.

Carl war ein guter Schüler. Dennoch ist seine Entscheidung für ein Studium nicht klar. «Ein Sohn so bescheidener Leute studierte damals normalerweise nicht an der Universität und nicht Rechtswissenschaft», ⁷ erinnert Schmitt sich. Die Mutter setzt das Studium durch. Die weite Verwandtschaft wird zur Finanzierung mobilisiert. Auch der jüngere Bruder Jupp studiert später Medizin, die Schwestern werden Lehrerinnen. Nur der



«Alles dreht sich so,
dass ich höher komme.»
Schmitt im Tagebuch vom
22. September 1914

ältere Halbbruder Ernst bleibt als Metzger im Handwerk. Carl studiert in Berlin, München und Straßburg. Er strebt damit über die Nahwelt hinaus und lernt wichtige Großstädte kennen. Onkel André rät zur Rechtswissenschaft. «So fuhr ich im April 1907 nach Berlin», erinnert Schmitt sich. «In der Universität las ich, an dem und dem Tage fänden die Immatrikulationen statt. Ich sehe noch, wie ich die Treppen der Humboldt- (damals natürlich noch Friedrich-Wilhelms-)Universität hinaufstieg, mit Hunderten von Menschen. Ich sehe heute noch das Schild vor mir: ›Juristische Fakultät‹. Ich habe einen Moment überlegt – dann lief ich einfach in die Hürde ›Juristische Fakultät‹ und blieb da. Ich fand das juristische Studium wunderbar, weil es im ersten Semester gleich mit Römischem Recht anfing. Das war für mich ein Vergnügen: Latein – eine ungeheure Freude.»⁸ Der Entscheidungskonflikt zwischen Philologie und Rechtswissenschaft ist gelöst, weil die Philologie für die Rechtswissenschaft brauchbar ist.

Carl kann bei Verwandten des Vaters in einer Lichtenberger Mietskaserne (Wartenbergstraße) wohnen. Berlin ist ihm «eine neue Welt», die Universität «ein Tempel einer höheren Geistigkeit»⁹. Am 25. April 1907 immatrikuliert er sich für die Rechtswissenschaft. Wie damals üblich, besucht er auch andere Veranstaltungen. Laut Studienbuch belegte er im

Sommersemester 1907 eine *Einführung in die Rechtswissenschaft* bei Conrad Bornhak, *Geschichte des römischen Rechts* bei Wilhelm von Seeler, *System des römischen Privatrechts* bei Theodor Kipp sowie *Kultur des Hellenismus* bei Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff. Niemals tritt er in eine Studentenverbindung ein. Die Semesterferien verbringt er beim reichen Onkel in Bussingen/Lothringen. Zum Wintersemester 1907/08 kehrt er nach Berlin zurück, wo inzwischen auch seine Schwester Auguste ist; er belegt nun *Deutsche Rechtsgeschichte* beim Privatdozenten Ernst von Moeller, *Grundzüge des deutschen Privatrechts* bei Otto Gierke, eine Vorlesung und eine Übung zur *Einführung in die Rechtswissenschaft* bei Joseph Kohler, staatswissenschaftliche Veranstaltungen bei Adolph Wagner und dem Privatdozenten Robert Wilbrandt, *System des römischen Privatrechts* erneut bei von Seeler und eine Vorlesung über *Bürgerliches Recht* bei Konrad Hellwig. Vom 7. März 1907 datiert das Entlassungszeugnis für den Wechsel nach München. Nur den Extraordinarius von Seeler hörte Schmitt über zwei Semester. Aber auch das Römische Recht bei Kipp hat ihn offenbar nicht enttäuscht.

Nach 1945 verfasste Schmitt Studieneinerinnerungen *1907 Berlin*, die den Gelehrtenhabitus der akademischen Großordinarien Kohler und Wilamowitz-Moellendorff kontrastieren. Schmitt hörte beide in verschiedenen Semestern. Die Konfrontation des Juristen mit dem Altphilologen bestätigt, dass er damals noch zwischen Juristerei und Philologie schwankt. Er charakterisiert diese Größen rückblickend physiognomisch, um ein «Bild der damaligen Ich-Problematik»¹⁰ zu geben. Beide beschreibt er nicht sehr schmeichelhaft, kritisiert sie in ihrem Verhältnis zur Subjektivität. Dabei kontrastiert er die «ästhetizistische Ich-Entfesselung» Kohlers mit der norddeutsch-protestantischen «ethizistischen Ich-Verpanzerung» von Wilamowitz. Schmitt betont die «existentielle Inkonsistenz» dieses Mandarinenhabitus zur politischen Lage am Vorabend des Weltkriegs und sieht sich als exzentrischen Beobachter: «Ich war ein obskurer junger Mann bescheidener Herkunft. Weder die herrschende Schicht, noch eine oppositionelle Richtung hatte mich erfasst. Ich schloss mich keiner Verbindung, keiner Partei und keinem Kreise an und wurde auch von niemandem umworben.»¹¹ Schmitt reklamiert frühen «Abstand zu den Mythen des Bismarckschen Reiches und zu der nationalliberalen Atmosphäre der Berliner Universität.»¹² Sein Leben lang empfindet er sich als intellektuell überlegenen Aufsteiger und Außenseiter, als Underdog, der nicht dazugehört, nicht hinreichend respektiert wird und seine «bürgerliche» Mitwelt im Gegenzug verachtet.

Zum Sommersemester 1908 wechselt er nach München. Er belegt *Sachenrecht und Urheberrecht* bei Friedrich Hellmann, *Familienrecht und Erbrecht* bei Karl von Amira, *Strafrecht* bei Karl Ritter von Birkmeyer, *Allgemeine Volkswirtschaftslehre* bei dem Nationalökonom Walther Lotz, *Konkursrecht und Konkursprozess* sowie ein Seminar *Digesten-Exegese* bei Lothar Ritter von Seuffert, *Grundzüge der Sozialpolitik* bei Karl Wasserrab und in der Philosophischen Fakultät *Geschichte Frankreichs im 19. Jahrhundert* bei dem Privatdozenten Theodor Bitterauf. Prägende Bedeutung hat dieses kurze Semester zwar nicht, Schmitt lernt aber die Stadt kennen, in der er ab 1915 für mehr als sechs Jahre leben wird. Berlin und München werden zu zentralen Orten seines Lebens, die Großstadt zieht ihn an. Warum wechselt er dann nach Straßburg? Die dortige Fakultät hat zwar einen guten Ruf. Dennoch sind es wohl eher finanzielle Zwänge, die ihn ins Grenzland bringen. Schmitt hat Verwandte in Lothringen. Vor allem Onkel André Steinlein kann ihn unterstützen.

Im Wintersemester 1908/09 setzt Schmitt sein Studium deshalb in Straßburg fort, wo er sich schnell einlebt. Der Schwester schreibt er am 10. Januar 1909: «Wenn Du mein freundliches Zimmer sähest, mit dem wackeren Ofen, den hohen Fenstern und der herzerhebenden Aussicht auf den Schwarzwald, dann würdest Du mein wohliges Behagen begreifen.» (JB 77) Bald versichert er: «Es geht mir in Straßburg sehr gut; viel besser als z. B. vor genau einem Jahr in München.» (JB 82) Schmitt wohnt in der Ludwigshafener Straße (heute: rue de Reims) zusammen mit seinem jüngeren Vetter André,¹³ der noch über die Bonner Zeit hinaus zu seinen engsten Freunden gehören wird. Auch in der Straßburger Zeit lebt er viel im familiären Milieu, aber in der mütterlichen Linie. Er findet Kontakt zu seinem späteren Doktorvater und Mentor Fritz van Calker und besucht Vorlesungen und Übungen des Nationalökonom Georg Friedrich Knapp.¹⁴ Schnell treibt er sein Studium voran. Nur sieben Semester studiert er einschließlich der Promotion. Sein erstes Staatsexamen legt er im Frühjahr 1910 ab.

Das Elsass gehörte lange zu den umstrittensten Grenzregionen Mitteleuropas. Goethe revolutionierte als Straßburger Jurastudent die deutsche Sprache. Die Universität¹⁵ war aus humanistischem Geist gegründet worden. Im 18. Jahrhundert erblüht, wurde sie unter Napoleon französisch und verlor an Bedeutung. Nach dem deutsch-französischen Krieg kam das Elsass wieder an Deutschland und erhielt einen besonderen Reichsstatus.¹⁶ Die nationalistischen Spannungen wurden durch Regionalismus



*Die Reichsuniversität Straßburg – Student und Dozent 1908–1910
und 1916–1918*

und Reichstradition moderiert. Das Elsass sah sich nicht nur in der Alternative Deutschland/Frankreich, sondern auch als eigene Kultur und Region im Verbund des Oberrheins. Elsässische Autoren wie René Schickele neigten aus regionalen Traditionen universalistischen Lösungen zu. Straßburg ist heute nicht zufällig eine Hauptstadt der Europäischen Union. Es symbolisiert eine transnationale Einheit von Herkunft und Zukunft. Zwar erstrebte das wilhelminische Reich eine «Germanisierung». Dabei konnten die französischen Strebungen aber nicht einfach ignoriert oder unterdrückt werden. Die Straßburger Staatsrechtslehre fand mit dem Sonderstatus des Elsass und «Autonomieproblem» eine eigene Aufgabe vor. Das spiegelt sich insbesondere in den Werken von Paul Laband und Hermann Rehm.¹⁷ Schmitt thematisierte diese Spannungen vor und nach 1918 kaum. Sie waren aber seine erste Grenzlanderfahrung, die ihn für spätere nationalistische Wahrnehmungen sensibilisierte.

Straßburg hatte 1871 knapp 80 000 Einwohner; Ende 1905 waren es über 150 000. Man pflegte ein glänzendes Musikleben. Hans Pfitzner war seit 1907 Direktor des städtischen Konservatoriums. Otto Klemperer wurde sein Nachfolger. Als Zitadelle deutscher Kultur und Wissenschaft wurde die Universität 1872 als Kaiser-Wilhelms-Universität (Reichsuniversität) neu eröffnet. Die Architektur war programmatisch reichsdeutsch. In die juristische Fakultät wurden bedeutende Gelehrte wie Karl Binding, Heinrich Brunner, Rudolph Sohm und Paul Laband

berufen. 1884 bezog man prächtige neue Gebäude. Sohm schrieb in Straßburg seine *Institutionen des römischen Rechts*; Binding arbeitete seine *Normen* aus und Otto Mayer entwickelte sein Verwaltungsrecht. Bald gehörte Straßburg zu den größeren Universitäten. Als Schmitt 1910 sein Studium abschloss, gab es etwa 2000 Studenten. Der überragende Stern der juristischen Fakultät war Paul Laband. Straßburg: Das war Laband. Er lehrte dort von Anfang bis Ende. Das große positivistische *Staatsrecht des deutschen Reiches*, von dem Schmitt sich abstieß, wurde von Straßburg aus formuliert. Schmitt wurde als Privatdozent noch Labands «Kollege».

Die Fakultät blieb bis 1918 personell sehr konstant. Fast allen Ordinarien, bei denen Schmitt seit dem Wintersemester 1908/09 studiert, begegnet er später noch als Privatdozent. Neben Laband und Hermann Rehm lehren u. a. Andreas von Tuhr, Wilhelm Kisch, Fritz van Calker und Wilhelm Sickel. Der Privatdozent Max Ernst Mayer,¹⁸ ein bedeutender Kopf, ist sehr präsent. Nur er lässt sich, mit Gustav Radbruch und Emil Lask befreundet, der südwestdeutschen Wertphilosophie zurechnen. Mayer, ein getaufter Jude, habilitierte sich als Schüler van Calkers 1900 mit einer Arbeit über *Die schuldhafte Handlung und ihre Arten im Strafrecht*. Schmitt wird ihn näher gekannt haben. In der Staatswissenschaft lehrt neben Knapp u. a. der Extraordinarius Werner Wittich, mit dem sich Schmitt später befreundet. Die Philosophie vertreten Theobald Ziegler, Clemens Baeumker sowie der Privatdozent Max Wundt. Bei den Historikern sind u. a. Martin Spahn, Georg Dehio und Harry Breslau.

Der Mentor: Fritz van Calker (1864–1957)

Der Straßburger Lehrer Fritz van Calker¹⁹ ist mehr als ein Doktorvater. Schon 1912 bietet er Schmitt eine Dozentur an. Anfang 1915 löst er ihn aus seinem Düsseldorfer Ehedrama heraus, indem er ihn nach München holt, wo van Calker als Major eines Infanterie-Regiments dient. Dort bewahrt er ihn vor dem Frontdienst, indem er ihm eine Tätigkeit in der Militärverwaltung verschafft. Bald ermöglicht er ihm die Habilitation; 1933 wirkt er an Schmitts Berufung nach Berlin mit. Schmitt widmet ihm seine zweite Monographie *Gesetz und Urteil* (1912) und dankt ihm «ein starkes Bedürfnis nach methodischer Klarheit und ein auf die Wirklichkeit des Rechtslebens gerichtetes Interesse» (GU VIII). Calker gehört zu den wenigen Menschen, die Schmitt fast uneingeschränkt positiv wertet. Er fungiert geradezu als rettender Engel. Dennoch ist sein Name aus Werk



«Calker ist ein wirklich guter Mensch und hat fleißig für mich gesorgt.»
Carl am 19. Februar 1912 an seine Schwester Auguste

und Nachlass getilgt. In seinen Schriften erwähnt Schmitt ihn fast nie. Nach 1945 hat er ihn wohl nicht mehr gesehen. Keine seiner Publikationen findet sich im Nachlass. Nur zwei Briefe sind erhalten. Auch die Wissenschaftsgeschichte hat ihn nahezu vergessen. Erst aus den Tagebüchern taucht er wieder auf.

Während der vier Straßburger Semester Schmitts, vom Wintersemester 1908/09 bis Sommersemester 1910, kündigt van Calker fast ausschließlich *Strafrecht* an. Im Wintersemester 1908/09 liest er eine *Einführung in die Rechtswissenschaft* und hält ein Strafrechtspraktikum ab. Vermutlich nimmt Schmitt an dem Seminar teil und begegnet dort Fritz Eisler. Im Sommersemester 1909 und 1910 liest van Calker über Strafrecht, im Wintersemester 1909/10 über *Strafprozessrecht mit besonderer Berücksichtigung einer neuen Strafprozessordnung*. Im Sommersemester 1910 veranstaltet er *Wissenschaftliche Übungen im Strafrecht für Vorgerückte*. Sehr wahrscheinlich belegt Schmitt sie, denn damals promoviert er bei Calker mit einer strafrechtlichen Arbeit. Als dann mit Eduard Kohlrausch ein weiterer Strafrechtler in die Fakultät berufen wird, geht van Calker mehr zur *Rechtspolitik* über. Eine politisch-praktische Orientierung auf die *Gesetzgebungspolitik* kennzeichnet seine Arbeit. 1927 publiziert er eine *Einführung in die Politik*, die ausdrücklich aus den «praktischen Er-

fahrungen»²⁰ erwachsen ist. Schmitts politische Betrachtungsweise des Rechts findet sich, als rechtliche Betrachtungsweise der Politik, schon bei Calker, der Politik als die «Einwirkung auf die Gestaltung des Gemeinschaftslebens» definiert. Van Calker²¹ dankt Schmitt schon in seinem *Grundriss des Strafrechts* für Anregungen. Er erinnert ihn 1922 an «sehr hübsche Aufzeichnungen» und bittet ihn, sein Exemplar für die *Einführung in die Politik* «zur Verfügung» zu stellen, da seines «während der Revolution in der Kaserne gestohlen»²² wurde. Calkers *Einführung* von 1927 ist zwar gewiss keine Kopie oder Parallelaktion zu Schmitts Aufzeichnungen oder gar seinem *Begriff des Politischen*. Interessanter noch als die Spuren Schmitts bei Calker dürften aber die Einflüsse des Straßburger Lehrers sein. Zweifellos führte er Schmitt an eine politische Betrachtung des Rechts heran. Wiederholt nennt Schmitt ihn einen «Freund» und bemerkt schon 1912: «Calker ist ein wirklich guter Mensch und hat fleißig für mich gesorgt.» (TBI 317)

Der Freund: Fritz Eisler (1887–1914)

Hans Friedrich (Fritz) Eisler wird am 18. Juni 1887 als Sohn des Hamburger jüdischen Verlegers Heinrich (Henrick) Ludwig Eisler geboren. Er hat eine ältere Schwester Julie und einen jüngeren Bruder Bernhard Georg, der ab 1914 ebenfalls eng mit Schmitt befreundet sein wird. Der Vater Heinrich ist 1853 in Budapest geboren und seit 1877 in Hamburg. Die Mutter Ida Ernstine stammt aus Wien. Heinrich baut in Hamburg (Am Steinweg 23/25) und Berlin (Friedrichstraße 245) einen größeren Verlagskonzern mit (1913) über 100 Angestellten auf. Er beginnt mit dem Anzeigenhandel (Annoncen-Expedition) und begründet dann die Zeitschriften *Küche und Keller* und *Die Hamburger Woche* sowie die *Afrikanische Bord-Zeitung*. Bald gilt er als ein Branchenführer im Anzeigengeschäft. 1922 vereinigt er *Küche und Keller* mit den *Deutschen Hotel-Nachrichten* zum offiziellen Organ des Reichsverbands der Branche. Er besitzt (1914) in Hamburg mehrere Immobilien im Alten Steinweg und in der Benediktstraße, in der Schlüterstraße und Düsterngasse und verfügt über ein großes Vermögen. Dennoch scheitert seine Einbürgerung 1908²³ an mehreren Verurteilungen.

Fritz wächst in Hamburg als ungarischer Staatsbürger auf. Ab dem Wintersemester 1905/06 studiert er in Lausanne, München, Kiel und dann seit dem Sommersemester 1908 in Straßburg. Schon im Wintersemester 1908 lernt er Schmitt in Straßburg kennen. Auch er promoviert



«Wir waren seit über sechs Jahren in einer Freundschaft verbunden, wie sie nur jahrelange gemeinsame Stunden und gleiche geistige Interessen und Ziele begründen können.»
Carl Schmitt am 8. Oktober 1914 über Fritz Eisler im Tagebuch

dann 1910 bei van Calker summa cum laude. Danach lebt er erneut in Hamburg und arbeitet im Geschäft seines Vaters. Seine Dissertation *Rechtsgut und Erfolg bei Beleidigung und Kreditgefährdung* erscheint 1911 in der gleichen Reihe wie Schmitts Dissertation. Das Wintersemester 1912/13 verbringt er «studienhalber» in Straßburg als Calkers Assistent. Danach arbeitet er wieder als «Handlungsbevollmächtigter» im Geschäft des Vaters und schreibt wohl auch in dessen Zeitschriften. Wiederholt besucht er Schmitt während dessen Referendarszeit in Düsseldorf. Oft schreiben sie einander. Schon die gemeinsame Arbeit an der Satire *Schattenrisse*, die Begegnung mit dem Dichter Theodor Däubler und auch das liebe Geld verbinden beide miteinander: Die Familie Eisler unterstützt den notorisch klammen Schmitt.

Fritz steht 1912 vor der Entscheidung, im väterlichen Geschäft zu arbeiten oder eine akademische Karriere anzustreben. Bevor er Calkers Assistent wird, stellt er einen Einbürgerungsantrag. Als Ausländer darf er kein Staatsexamen ablegen. Ohne erstes und zweites Staatsexamen, lediglich mit der Promotion, ist aber eine akademische Karriere fast unmöglich. Die Hamburger Polizeibehörde macht dennoch Schwierigkeiten, so dass Eisler einen Rechtsanwalt einschaltet. Der Vater leistet umfangreiche finanzielle Garantien, Calker und andere zeugen. Dennoch schreibt der Hamburger Polizeipräsident 1913: «Trotzdem aber kann ich wegen der ungarisch-jüdischen Abstammung des Gesuchstellers [...] sowie wegen



*Straßburger Münster. Stolz erhebt die Ecclesia das Haupt.
Die Synagoge wendet sich ab.*

der wiederholten Bestrafungen seines Vaters die Gewährung des Gesuchs nicht befürworten.»²⁴

Fritz Eisler erklärt den Hamburger Behörden daraufhin seinen förmlichen Verzicht auf das Staatsexamen sowie seine Bereitschaft zum Militärdienst in Deutschland und regelt seine Militärpflichten in Ungarn. Er verzichtet also auf eine juristische Karriere und übernimmt alle Pflichten als Staatsbürger. Die Behörden betonen aber erneut, «dass der Gesuchsteller durch seine Naturalisation keineswegs ein Recht auf Zulassung zur ersten juristischen Prüfung erwerbe.» Am 24. Februar 1914 stimmt der Polizeipräsident i. V. endlich der Einbürgerung zu, «nachdem der Antragsteller die Erklärung abgegeben hat, dass er nicht in den hamburgischen Staats-

dienst, sondern in das umfangreiche Geschäft seines in gesicherten Verhältnissen lebenden Vaters einzutreten beabsichtigt.»²⁵ Die Einbürgerungsurkunde datiert vom 29. Mai 1914.

Bei Kriegsbeginn meldet Fritz sich freiwillig zum Militärdienst, kommt zum Feldartillerie-Regiment Nr. 9 Itzehoe und wird schon am 27. September 1914 von einem Granatsplitter tödlich getroffen. Ein Nachruf in der *Hamburger Woche*,²⁶ der Zeitschrift des Vaters, schreibt, man habe einen «Mitarbeiter und Berater» und «Freund» verloren, dessen «Vorbereitungen für die Laufbahn eines juristischen Hochschullehrers dem ersehnten Abschluss nahe» waren und der «nun in fremder Erde» begraben liegt «als einer der Abertausenden, die ihr Blut für deutsche Größe und deutsche Freiheit lassen mussten». Dieser frühe Tod berührt Schmitt sehr. Als letzten Freundesdienst gibt er Eislers *Einleitung zu einer Untersuchung der Bedeutung des Gewohnheitsrechts im Strafrecht* aus dem Nachlass heraus.²⁷

Mit Eisler begegnet er erstmals intensiv dem Judentum. Am Südportal des Straßburger Münsters gibt es eine skulpturale Darstellung des Verhältnisses von Synagoge und Ecclesia. In einer älteren Darstellung heißt es dazu: «Stolz erhebt die Ecclesia, die Versinnlichung des neuen Bundes, das Christentum, ihr Haupt, in der Rechten die Fahne der siegreichen Kirche, in der Linken den Kelch mit dem Blut des Erlösers. Die Synagoge, die Personifizierung des alten Bundes und des Judentums wendet sich ab, als sei sie geblendet vom Glanze der siegreichen Macht. Ein Schleier bedeckt ihre Augen, sie vermag das Heil und die Wahrheit nicht zu schauen.»²⁸ Mit der Familie Eisler begegnet Schmitt seinem Lebensthema: dem Verhältnis zum Judentum. Bald wird ihm der Triumph der Ecclesia fragwürdig.

Die «Schuld» am Anfang des Werkes

1910 publiziert Schmitt seinen ersten Aufsatz *Über Tatbestandsmäßigkeit und Rechtswidrigkeit des kunstgerechten operativen Eingriffs*.²⁹ Warum werden ärztliche Eingriffe nicht als Körperverletzung bestraft? Schmitts Neigung zur Paradoxie und Pointe mag man hier schon erkennen. Schmitt promoviert dann am 24. Juni 1910 mit einer strafrechtlichen Monographie *Über Schuld und Schuldarten. Eine terminologische Untersuchung*. Das Thema der «Schuld» steht am Anfang seines Werkes. Das ist nicht uninteressant für ein Werk, das sich in Schuld verstrickt und dies nachträglich kaum je eingesteht.

Die Dissertation muss schnell entstanden sein. Denn Schmitt absolviert sein Studium bis zum ersten Staatsexamen zügig in der vorgeschriebenen Mindeststudienzeit von sechs Semestern und schließt die Promotion unmittelbar an. Dabei wechselt er zweimal den Studienort. Schmitt besucht Veranstaltungen akademischer Größen wie Gierke, Kohler, Wilamowitz oder Amira, aber auch von Privatdozenten und akademischen Außenseitern. Ein strafrechtlicher Studienschwerpunkt und ein starkes ökonomisch-staatswissenschaftliches Interesse sowie altphilologische Neigungen sind aus der Wahl der Veranstaltungen erkennbar. Dagegen scheint Schmitt keinerlei philosophische oder theologische Veranstaltungen in seinem straffen Studienplan untergebracht zu haben. Strafrechtliche Lehrer sind neben van Calker auch Birkmeyer und Max Ernst Mayer, der die theoretische Zuspitzung des Themas schärfte. Dazu kommen die Diskussionen mit Eisler. Die Auseinandersetzung mit den eigenen Lehrern, mit von Liszt und dessen Schüler Radbruch spielt in der Dissertation eine große Rolle. Schmitt bemüht sich um terminologische Klärung des geltenden Rechts. Sein terminologischer Anspruch richtet sich gegen «alle philosophischen Ambitionen» und «kriminalpolitische Erwägungen». Seine zentrale These ist es, dass die Strafrechtsdogmatik, anders als die seit Franz von Liszt herrschende Lehre, nicht von dem – «Vorsatz» und «Fahrlässigkeit» umfassenden – Begriff der «Schuldarten», sondern grundsätzlicher noch vom «Begriff der Schuld» auszugehen habe.

Seine Studie gliedert sich in zwei Teile. Der erste entwickelt eine «Definition der Strafschuld» und der zweite erörtert «das logische Verhältnis der Begriffe Vorsatz und Fahrlässigkeit zur Schuld» in kritischer Revision der herrschenden Lehre. Dabei sieht Schmitt die «Klarheit über den Begriff der Schuld» als eine «notwendige Voraussetzung» für das «eigentliche Thema» an: «die Betrachtung des gegenseitigen Verhältnisses der Begriffe Schuld, Vorsatz und Fahrlässigkeit» (SS 74). Einleitend zeigt er in der Auseinandersetzung mit Radbruch auf, dass dessen Ausgang von den «Schuldarten» nicht konsistent sei. Radbruch steht als Schüler von Liszts für die liberalen und psychologistischen Konsequenzen der herrschenden Lehre. Schmitts Schrift gehört somit ins Umfeld neukantianischer Psychologismuskritik, von der auch die Philosophen Edmund Husserl und Martin Heidegger ausgingen. Schmitt prüft Radbruchs «Prämissen» und wählt einen anderen Weg: «Es ist methodologisch falsch, von den sogenannten Schuldarten auszugehen, um den Begriff der Strafschuld zu entwickeln. [...] Nicht von Vorsatz und Fahrlässigkeit, [...] sondern umgekehrt: es muss erst ohne Rücksicht auf die Terminologie <Schuldarten>

eine Begriffsbestimmung gesucht» (SS 14) werden. Von einer «Nominaldefinition» ausgehend will Schmitt «den Schuldbegriff des geltenden Rechtes finden» (SS 20). Schuldhaft sei ein Handeln nur, wenn es einem Täter als Vorsatz oder Fahrlässigkeit zugerechnet werden kann.

Schmitt fordert eine strikte «Trennung von Schuld und Kausalität». Als «Vorgang des Innenlebens» betrifft die Schuld nicht die Kausalität einer Handlung. Ein Täter wird nur für einzelne «Taten» verantwortlich gemacht. Eine «Charakterschuld» lehnt Schmitt ab. Dabei bestreitet er nicht, dass es so etwas gibt. Die «Vergeltung für den Charakter» sei eine «Tatsache, die jeder Mensch täglich am eigenen Leibe erfährt» (SS 47). Schmitt bezweifelt auch nicht, dass «Charakterschuld» für das juristische Urteil Relevanz hat. Sie werde aber erst bei der «Strafzumessung» erwogen. Erst wenn «Schuld» für eine einzelne Tat festgestellt sei, komme die Beurteilung des Charakters für die Bestimmung des Strafmaßes in Betracht. Mit dem «Charakter» bleibt das ganze philosophische Problem der «Willensfreiheit» und der «Kampf um Determinismus und Indeterminismus» (SS 45) ausgeschlossen. Schuld erscheint aus Sicht des Staates und des Juristen als «die den Zwecken des Rechtes nicht entsprechende Zwecksetzung». «Das Individuum soll das wollen, was der strafende Staat will» (SS 55), schreibt Schmitt. «Ein einzelnes Wollen des Individuums wird an den Zwecken des Staates gemessen und bewertet» (SS 58).

Der zweite Teil prüft die herrschende Rede von «Schuldarten». «Vorsatz» und «Fahrlässigkeit» gelten als «Arten des bösen Willens» (SS 94). Schmitt macht klar, dass beide «Arten» eigentlich jede Handlung betreffen, die Handlung genannt zu werden verdient. Vorsatz und Fahrlässigkeit sind deshalb «Schuld voraussetzung»: «Voraussetzungen der Zurechenbarkeit», «nicht Arten der Schuld». Ansonsten «müsste jeder, der vorsätzlich handelt, schuldhaft handeln» (SS 105). Damit hat Schmitt seine These entwickelt: Die gängige Rede von «Schuldarten» sei eigentlich nicht mehr als eine «bequeme und nicht recht ernst genommene Ungenauigkeit» (SS 132). Wer auf ihr eine Schuldlehre aufbaute, würde «ein System aufgeben, um eine Terminologie zu retten» (SS 123). Schmitts «terminologische Untersuchung» argumentiert damit letztlich nicht im Interesse der Terminologie, sondern einer systematischen Einheit, die durch die zwiespältige Rede von Schuldarten verunmöglicht werde. Legt man Schmitts spätere Unterscheidung zwischen «Positivismus» und «Normativismus» an, so argumentiert sie nicht «positivistisch» auf dem Boden der herrschenden «Terminologie», sondern «normativistisch» im Sinne «systematischer» Konsequenz.

Schmitts Dissertation ist eine kühne Talentprobe. Mutig tritt der einundzwanzigjährige Autor gegen die herrschende Lehre und den Gesetzgeber an. Mit den «Schuldarten» schiebt er einen zentralen Begriff des damaligen Strafrechts im analytischen Rückgang auf den Schuldbegriff beiseite. Die Arbeit geht dem geltenden Recht an die Wurzel. Mehrere Eigenarten weisen auf das spätere Werk voraus: Auffällig sind das «rein» juristische Vorgehen, das terminologische und systematische Anliegen, der Ausgang von Spannungen und begrifflichen Inkonsistenzen innerhalb des gegebenen Systems, die Revision der «Terminologie» zugunsten des «Systems». Auffällig ist auch der konsequente Ausschluss philosophischer, politischer und moralischer Erwägungen, der Ausschluss der «Charakterschuld», die Orientierung am Staat. Schmitt setzt «Schuld» nicht mit juridischer «Schuld» gleich. Das zeigt schon seine Annahme möglicher «Charakterschuld» jenseits des juridischen Urteils. 1910 stellt er die moralische Bewertung aber eindeutig hinter das juridische Urteil zurück. Dabei perspektiviert er die individuelle Schuld ganz vom staatlichen Recht ausgehend. Diesen Ansatz wird er weiter verfolgen. So limitiert er in seiner nächsten Monographie *Gesetz und Urteil* den Spielraum richterlicher Entscheidung durch eine hermeneutische Maxime. Die Problemstellung deutet er 1910 schon an (SS 130). Die staatsphilosophische Monographie *Der Wert des Staates und die Bedeutung des Einzelnen*, Schmitts spätere Habilitationsschrift, thematisiert die normative Konstruktion des Einzelnen durch den Staat dann ausdrücklich.

Die juridische Limitierung der Schuldfrage liegt einem Juristen nahe. Was dieser Ansatz für die Klärung von Verantwortlichkeiten bedeutet, lässt sich etwa in Ernst Rudolf Hubers *Verfassungsgeschichte* nachlesen. Huber spricht von «objektiver Verantwortlichkeit» statt «subjektiver Schuld». ³⁰ Ähnlich unterscheidet Schmitt zwischen moralischer Schuld und rechtlichen «Schuldsymptomen». Seine Analyse dient der kritischen Unterscheidung von Recht und Moral. Schmitt klammert die Verwendung des Schuldbegriffs insgesamt ein. Der Jurist habe es, anders als der Moralist, nicht mit «Schuld» zu tun. Das Urteil über «Vorgänge des Innenlebens» gehe ihn nichts an. «Schuld ist etwas Innersubjektives», schreibt Schmitt. «Für das geltende Recht kommt nur die in die sinnfällige Erscheinung getretene Schuld in Betracht: was in der Seele verborgen bleibt, kümmert das Recht nicht; cogitationis poenam nemo patitur; also muß man die Objektivierung in einem äußeren Geschehen mit in die Definition im rechtlichen Sinne aufnehmen.» (SS 28)

Das alles hätte auch der späte Schmitt unterschrieben. Seine frühe juri-

dische Betrachtung der «Schuld» erhellt noch die spätere Reserve gegen metajuristische Schuldurteile. Die Eigenart moralischer Urteile wird Schmitt später nirgends eingehender erörtern. Eine «Autonomie» der «Moral» im Sinne Kants oder heutiger säkularer Ethik nimmt er nicht an. Stets wird er sich kollektivistisch – politisch oder religiös – determiniert als «Teilnehmer» verstehen und auf seine «Lage» verweisen. «Ich habe nichts beschlossen, Hitler hat beschlossen», meint er rückblickend einmal.³¹ Die «Lage» wird ihm gelegentlich zum Alibi oder zur Ausrede. Wo er «Schuld» eingesteht, ist seine Sprache religiös überformt. Schmitt spricht dann in der Semantik der «Sünde» oder «Buße». Weil das uns heute fremd geworden ist, wird der moralische Gehalt solcher Konfessionen leicht übersehen.

Umso wichtiger ist die Dissertation. Sie nennt juristische Gründe, weshalb Schmitt moralische Bewertungen hinter das geltende Recht zurückstellt. Der Vorrang der juristischen Betrachtung legt eine staatsphilosophische Fundamentalannahme nahe: Schmitt scheint damals schon der Auffassung zuzuneigen, dass moralische Normen von den geltenden Gesetzen her gebunden sind. Die anti-individualistische Ausgangsstellung des Frühwerks ist schon sichtbar. Die Dissertation schlägt damit erste Linien des Gesamtwerks an. Sie zeigt das Ethos des Juristen. Das Strafrecht findet dann aber in seinen weiteren Publikationen nur noch gelegentliche Beachtung.

Wenige Wochen vor seinem zweiundzwanzigsten Geburtstag, am 24. Juni 1910, erhält Schmitt die Doktorwürde «summa cum laude». Auf Empfehlung van Calkers erscheint seine Arbeit noch 1910 in einer Reihe *Strafrechtliche Abhandlungen* in Breslau. Die Finanzierung ist schwierig. Der Fabrikant Arthur Lambert springt ein, bei dessen Bruder Hugo Lambert, einem Rechtsanwalt, Schmitt dann kurze Zeit als Praktikant tätig ist. Schmitt rechtfertigt das seinen Eltern gegenüber 1911 so: Wenn «ich geahnt hätte, dass die Sache so kostspielig ist, hätte ich gar nicht den Doktor gemacht. Aber weil es einmal so ist und der Titel doch nicht ganz ohne Bedeutung ist, so müssen wir uns eben trösten. Es ist bloß ein Glück, dass Herr Lambert da ist. – Ich bin für meinen Fleiß übel belohnt worden. Wäre die Arbeit noch mal so kurz gewesen [sie ist 155 Seiten lang], so wäre alles noch mal so billig und den Doktor hätte ich auch bekommen. Aber wer weiß, wofür es gut ist.»³² Zweifellos wäre Schmitt auch mit einer knapperen Arbeit promoviert worden. Er schrieb eine sehr beachtliche Dissertation. Die Möglichkeit einer akademischen Laufbahn deutet er seinen Eltern gegenüber aber nur an. Auch seiner Schwester gegenüber spricht er in den nächsten Jahren mehr von einer Karriere als Anwalt. Dafür geht er im Sommer 1910 als Referendar an das Oberlandesgericht Düsseldorf.

2. Das Recht der Praxis

Als Referendar im Bezirk Düsseldorf

Düsseldorf wurde im 16. Jahrhundert Hauptstadt der Herzogtümer Jülich, Kleve, Berg. 1614 geriet es an die Linie Pfalz-Neuburg. Einen Aufschwung nahm es Ende des 17. Jahrhunderts, als der Kurfürst Jan Wellem (Johann Wilhelm von Pfalz-Neuburg) nach der Verwüstung Heidelbergs von Düsseldorf aus regierte. Nach der Niederlage Napoleons und dem Wiener Kongress dehnten sich die preußischen Westprovinzen dann als Bollwerk gegen Frankreich aus und Düsseldorf wurde 1815 preußisch. Düsseldorf und Bonn nahmen nun das erzkatholische Köln kulturell in die Zange: Bonn erhielt 1818 die Universität und Düsseldorf 1819 die Kunstakademie. 1824 wurde es Sitz der Rheinischen Provinzialstände. Es gab einen lebhaften Kulturaustausch mit Berlin. Peter Cornelius und Wilhelm von Schadow prägten die Akademie; Immermann und Grabbe begründeten starke Traditionen des Theaters; Felix Mendelssohn-Bartholdy und Robert Schumann wirkten als Musikdirektoren einige Jahre in der Geburtsstadt Heinrich Heines. Die rheinischen Westprovinzen nahmen im 19. Jahrhundert einen rasanten Aufstieg. Düsseldorf erhielt eine Börse und wurde zum wichtigen Industriestandort und «Schreibtisch des Ruhrgebiets». 1871 wurde der «Langnam-Verein» als Interessensverband rheinischer Industrieller gegründet. Weitere Industrieverbände siedelten sich an. Hatte Düsseldorf 1815 noch 20 000 Einwohner, wurde es 1881 mit 100 000 Einwohnern Großstadt. 1910 waren es bereits über 360 000 Einwohner. Diese enorme Dynamik prägte das hochfahrende Selbstbewusstsein seines Bürgertums.

Lange unterstand Düsseldorf dem Oberlandesgericht Köln, bis die wirtschaftliche Expansion und Bevölkerungsentwicklung eine Entlastung notwendig machten. 1906 eröffnete das Düsseldorfer Oberlandesgericht zunächst in provisorischen Räumen. Ihm unterstanden sechs Landgerichtsbezirke sowie 42 Amtsgerichte. Bei seiner Gründung erfasste es über 2,2 Millionen Bürger. Ein wilhelminischer Neubau an der Cecilienallee, heute noch Sitz des Gerichts, wurde im April 1910, kurz vor Schmitts Ankunft, bezogen. Er lag direkt am Rhein, am Rande des Hofgartens, wenige Fußminuten von der Kunstakademie entfernt. Durchschnittlich gab es etwa 750 Referendare. Die Ausbildung erfolgte in den einzelnen Abtei-

lungen, Kammern und Senaten. In jedem Ausbildungsabschnitt war der Referendar einem bestimmten Richter oder Staatsanwalt zugeordnet.¹ Die Ausbildungszeit betrug fünf Jahre. «Es bedarf angestrengtester Arbeit, wenn in so kurzer Frist die Ausbildung vollen Erfolg haben soll», heißt es in einer Jubiläumsschrift.² 1911 gab es im gesamten Reich 10 800 zugelassene Rechtsanwälte.³ Man klagte bereits über Überfüllung, auch wenn das durchschnittliche Einkommen höher als bei den Ärzten lag.

Im Juli 1910 kommt Schmitt nach Düsseldorf. Am 25. August tritt er seinen Vorbereitungsdienst zunächst am Amtsgericht Lobberich an, wo er auch wohnt. Ab Mai 1911 ist er dann in Düsseldorf. Nach Berlin, München, Straßburg ist es die vierte Großstadt, die Schmitt kennenlernt. Zwischen 1908 und 1933 lebt er etwa 13 Jahre in den rheinischen Metropolen Straßburg, Düsseldorf, Bonn und Köln. Die Düsseldorfer Krisenjahre werden eine prägende Erfahrung.

Zunächst wohnt Schmitt in der Kapellstraße, später Steinstraße. Er erhält Besuch von Fritz Eisler sowie von Eduard Rosenbaum⁴ aus Hamburg, den er seit seinem Studium (aus Berlin oder Straßburg) kennt. Am 27. Oktober 1911 meldet er der Schwester den vorläufigen Abschluss von *Gesetz und Urteil*. Sein Handexemplar datiert vom «Juni 1912». Der Kontakt zum Lothringer Onkel ist damals eingeschlafen. Schon am 4. Februar 1912 schreibt Carl: «Von Onkel André höre und sehe ich schon seit einem Jahr nichts.» (JB 131) Mehrfach muss er aus Geldmangel innerhalb der Innenstadt umziehen. Mit Kluxen, Eisler und Rosenbaum zusammen entwirft er einen «Schneckeroman». Statt dieses Späßes bringt er mit Eisler aber satirische *Schattenrisse* zum Abschluss. Damals lernt er den Dichter Theodor Däubler kennen. Er trifft sich regelmäßig mit zwei jüdischen Schwestern: Marta und Helene Bernstein. Helene will er heiraten, was aber schon am Geld scheitert. Am Geldmangel scheitert auch eine Rückkehr nach Straßburg. Der Schwester schreibt Carl im Juni 1912: «Mein neues Buch [*Gesetz und Urteil*] hat schon den großen Erfolg gehabt, dass man mir von Straßburg aus angeboten hat, dort Vorlesungen über Strafrecht und Rechtsphilosophie zu halten. Dein Bruder könnte also, wenn er wollte, jetzt Privatdozent sein. Aber aus finanziellen Gründen (die Remuneration [Aufwandsentschädigung] betrug nur 1000 Mark pro Jahr) musste ich ablehnen. [...] Es wird schon wieder so etwas kommen und ich bin schließlich noch jung.» (JB 153)

Die Theorie der Praxis: «Gesetz und Urteil»

Kaum lernt Schmitt als Referendar die juristische Praxis kennen, sucht er schon deren «eigene Maßstäbe» auf. Er schreibt mit *Gesetz und Urteil*⁵ eine bedeutende Studie, die, mit Schmitts Selbstinterpretation, meist als «Anfang» dezisionistischer «Reflexion über die Eigenbedeutung der Entscheidung» gelesen wird.⁶ In *Gesetz und Urteil* geht Schmitt einleitend vom «Problem» aus, dass das richterliche Urteil durch den Gesetzestext nicht hinreichend determiniert ist: «Die Vorstellung von der ›Gesetzesmäßigkeit‹ aller Entscheidungen kann heute als überwunden bezeichnet werden.» (GU 11) Die Theorie konstruiere einen «Willen» des Gesetzes und Gesetzgebers. Schmitt dekonstruiert dieses «Dogma» – mit der Philosophie Hans Vaihingers – als «Fiktion». «Der Gesetzgeber wird konstruiert, nicht rekonstruiert.» (GU 33) Die gängigen hermeneutischen Methoden seien nur ein «Mittel» für die Praxis. Schmitt schlägt deshalb nichts Geringeres als einen Paradigmenwechsel vor: Die juristische Theorie soll die «bewusste Dienerin der Praxis» (GU 59) sein. Leider sei es oft umgekehrt. «Aber zum Glück ist die Methode der Praxis besser als das, was die Praxis für ihre Methode hält.» (GU 45)

Schmitts Analyse setzt beim «Postulat der Rechtsbestimmtheit» ein. Alle «aleatorischen» Momente seien nichts als Versuche, zur Rechtsbestimmtheit zu gelangen. Das Rechtssystem strebe primär nicht «substantielle Gerechtigkeit» (GU 51), sondern eine Rechtsbestimmtheit an, die über die liberale Forderung der «Rechtssicherheit» hinausgeht. Schmitt versteht seinen Vorschlag als «normative Betrachtungsweise» (GU 63) und grenzt ihn von der soziologischen und der rechtstheoretischen ab. Dabei formuliert er erstmals seinen Gegensatz zur analytisch beschreibenden Rechtstheorie: Hans Kelsen habe «mit eindrucksvoller Konsequenz» zwar das «Ideal von der Theorie des positiven Rechts» (GU 58) formuliert; die «Methode der Rechtsanwendung» sei aber etwas anderes als die Theorie. Rechtspraxis sei überhaupt «etwas anderes als Rechtswissenschaft». Erst die Praxis schaffe Recht. Das Recht sei nicht im Gesetz, sondern erst im konkreten Urteil als «‹konstante lebendige Kraft›» (GU 27) wirklich.

Im letzten Kapitel «Die richtige Entscheidung» führt Schmitt aus, wie die richterliche Praxis das «Postulat der Rechtsbestimmtheit» realisiert. Eingangs definiert er: «Eine richterliche Entscheidung ist heute dann richtig, wenn anzunehmen ist, dass ein anderer Richter ebenso entschieden hätte. ›Ein anderer Richter‹ bedeutet hier den empirischen Typus des

modernen rechtsgelehrten Richters.» (GU 71) Schmitt beruft sich besonders auf das «Kollegialprinzip» und die Präjudizienpraxis. Er geht vom «Adressaten» der Urteilsbegründung aus und unterscheidet zwischen einer theoretischen «Erklärung» und einer praktischen «Begründung». Warum begründen Richter ihre Urteile überhaupt? Wen wollen sie überzeugen? Nicht die Rechtsparteien sind die Adressaten der Begründung, meint Schmitt, sondern die «gelehrten Juristen» und «Kollegen». In diesem Sinne schreibt Schmitt: «Die Praxis rechtfertigt sich durch sich selbst.» Deshalb schreibt er im Vorwort auch: «Das Buch wendet sich an die Praxis, die es zum Gegenstande hat.» (GU VIII) Die Praxis habe «objektive Kriterien» (GU 103) der Rechtsbestimmtheit entwickelt. Schmitts Ziel ist es, diese Kriterien zu analysieren und so die richterliche Dezision an den «empirischen Typus» des Richters zurückzubinden. Er fordert einen professionellen Rationalitätsstandard für die Praxis, ohne in praktische Vorschläge zur Juristenausbildung einzutreten. Nach 1933 aber engagiert er sich für die «ständische» Organisation und Homogenisierung der «Rechtswahrer».

Dieser Paradigmenwechsel von der Theorie zur richterlichen Praxis hat erhebliche Konsequenzen für das Rechtsverständnis. Schmitt erteilt dem Rechtspositivismus eine eindeutige Abfuhr und stellt vom positiven Gesetz auf ein «Recht» um, das nicht in theoretischen Modellen «substanzialer Gerechtigkeit» besteht, weder im «Naturrecht» noch in objektiven «Kulturnormen», sondern in der Kollegialität und professionellen Erwartung der Richter. Recht ist das, was Richter als begründetes Urteil akzeptieren. Die positivismuskritischen Konsequenzen dieses Ansatzes formuliert Schmitt am Ende in aller Deutlichkeit, wenn er die Frage stellt, «ob der Richter gegen den Wortsinn des Gesetzes entscheiden darf» (GU 111). Er billigt das im Rahmen seiner «Formel» ausdrücklich. Auch hier gilt das Urteil der Rechtspraxis. In einer Fußnote verweist er auf Shakespeares *Kaufmann von Venedig*. Shylocks – oft antisemitisch interpretiertes – Verhalten bezeichnet er dabei als «willkürliche Rabulisterie» (GU 112). Schmitts Frühschrift ist durch den Paradigmenwechsel von der Theorie zur Praxis wegweisend. Sie zeigt bereits die rechtspolitische Orientierung auf die richterliche Zunft und ein «lebendiges Recht» der Zukunft.

Der Bruder als Mentor

Schmitts frühe Karten und Briefe an seine jüngere Schwester Auguste geben Aufschlüsse über die familiären Beziehungen. Viele sind koautor-schaftlich verfasst, so dass fast alle nahen Familienmitglieder, einschließ-lich Schmitts erster Frau, wenigstens mit einigen handschriftlichen Zeilen dokumentiert sind. Schmitt schreibt, weil er seine Schwester bei Laune und auf dem familiären Stand halten will oder soll. Auguste («Üssi») geht bis zur Mittleren Reife auf das Lyzeum in Plettenberg. Ab dem Herbst 1905 besucht sie die weiterführende Klosterschule bei den «Armen Schul-schwestern» in Arnsberg. Nach Abschluss der Oberschule studiert sie ab 1908 am Lehrerinnenseminar der Ursulinen in Berlin. Kurze Zeit wohnen die Geschwister, wie erwähnt, gemeinsam bei Verwandten in Lichtenberg. Im Frühjahr 1911 besteht Auguste das Lehramtsexamen. Sie geht dann für zwei Jahre als Privatlehrerin nach Portugal. Acht Jahre lang sind Carls Briefe ein wichtiges Band zur Heimat. Pädagogisch getönt, informieren sie nicht nur über die Ereignisse daheim, sondern suchen Auguste auch anzuregen, aufzumuntern und zu beraten.

Musik und Dichtung spielen eine große Rolle. Carl berichtet von Opernbesuchen und seinem Klavierspiel. Mozart und Wagner sind seine Sterne. Dazu kommt Richard Strauss. Die Geschwister schicken Bücher und Noten hin und her. Immer wieder tröstet Carl die Schwester und ver-spricht eine bessere Zukunft. «Du sollst bloß Dein Examen machen» (JB 69), meint er. «Also lass Dich nicht unterkriegen» (JB 71). Er sendet Raabe, Mörike, ein vorveröffentlichtes «Bruchstück aus einem noch nicht erschienenen Roman von Thomas Mann» (JB 110), aus *Felix Krull*, mit dem er Augustes «Heimweh» reflektiert: «Wer so eine Kindheit gehabt hat, wie wir, der kriegt von Zeit zu Zeit Anwandlungen einer Sehnsucht nach kleinen, engen Räumen, nach einem zurückgezogenen, selbstgenüg-samen Leben in einer Dachstube.» (JB 110) Felix Krull ruht nur aus, um in den Glanz der Welt zu treten. Schmitt beschließt seine Nachrichten mit eigenen Gedichtchen, längeren Exzerpten, fiktiven Briefen. «Halt es aus, in 10 Jahren sind wir vielleicht schon reiche Leute» (JB 99), schreibt er, als Auguste verzagt ist, und schickt längere Auszüge aus der «Jahrmarktsaus-ruferrede» von Georg Büchners *Woyzeck*: ««Meine Damen und Herren! Hier ist zu sehen das astronomische Pferd und der geographische Esel. Die Kreatur, wie sie Gott gemacht hat, ist nix, gar nix! Sehen Sie die Kunst! Schon der Affe hier! Geht aufrecht, hat Rock und Hosen, hat einen Säbel!» (JB 99) Ähnliche anthropologische Skepsis versendet Schmitt bald

mit Christian Dietrich Grabbe, der in Düsseldorf als «Trunkenbold» (JB 103) verkam. Carl bezieht Auguste in seinen «Schneckeroman» ein. Am Ende fallen auch ihm aber die literarischen Erheiterungen nicht mehr leicht. Private Verstrickungen und Geldsorgen drücken zu sehr. Zunehmend spricht er die eigene Lage diskret an.

Die Notwendigkeit einer ordentlichen Ausbildung ist Kern der Botschaft an die Schwester. «Wir sind zwar beide nicht sehr vorsichtig in der Wahl unserer Eltern, was die finanzielle Seite betrifft, gewesen» (JB 71), schreibt Schmitt schon 1908. Später klagt er bitter über soziale Ungerechtigkeiten und den Dünkel der «reichen Leute». «Das ist ja das furchtbare in unserer Zeit, dass es nie auf den Menschen ankommt, was er ist und kann, sondern nur auf die Rolle, die er in der Gesellschaft spielt.» (JB 167) Als Schmitt schon tief in private Passionen verstrickt ist, rät er zur äußersten Vorsicht im Umgang mit Männern: «Trau den portugiesischen Windhunden nicht über den Weg. Laß es nur nicht zum Anfang kommen» (JB 148). «Jeder Mensch ist ein heftiger Egoist», schreibt er, «und es ist ein pures Wunder, dass sie sich nicht gegenseitig umbringen und vergiften, sondern nach dem Wetter fragen [...] Die Deutschen sind um nichts besser, wohl aber unhöflicher als die Portugiesen.» (JB 116f) Schmitts anthropologische Skepsis, aus Dichtung herbeizitiert, ist pragmatisch bezogen auf die Chance des sozialen Aufstiegs. Der Ausstieg aus der Abhängigkeit aber, die Aussicht auf eine bessere Zukunft, ist im ironischen Stil und der literarischen Distanz der Briefe schon ein Stück weit lebendig.

*Kritische Versuche: der «Boden des normalen
Menschenverstandes»*

Zwischen 1910 und 1916 publiziert Schmitt fünf Monographien. Mit dem Abschluss eines Buches beginnt er das nächste. Seine zahlreichen Gutachten und Abschlussarbeiten sind wohl verloren. Er publiziert damals aber eine Reihe kleinerer Texte, in denen er die literarischen Formen der Rezension und Miszelle probiert und seine Stellung zu Philosophie und Kunst näher formuliert. Schmitt hält dabei an seiner «terminologischen» Herangehensweise fest und beurteilt die Werke pragmatisch von der Wirkung auf den «Adressaten» her. Während er mit seinen ersten Büchern den juristischen Diskurs auf die Theorie der «Praxis» einschränkt, verlässt er mit Gelegenheitsarbeiten den juristischen Diskurs und deutet philosophische Implikationen seines «praktischen» Ansatzes an. Das erste Forum, das er dafür findet, ist die Kulturzeitschrift *Die Rheinlande*. Zwi-

schen 1911 und 1913 publiziert er darin nicht weniger als sechs kleinere Artikel.

Die Zeitschrift verfolgt ein antimodernistisches, deutschnationales, «erzieherisches» Programm.⁷ *Drei Tischgespräche* sind ein Türöffner beim Herausgeber Wilhelm Schäfer, pflegen sie doch die literarische Form der Anekdote, die Schäfer besonders schätzt. Ein langer Brief ist in Schäfers Nachlass erhalten. Darin äußert sich Schmitt negativ über Sigmund Freud und die Psychoanalyse, sagt eine Besprechung zu, erwägt eine andere, erklärt die juristische Begriffsform der «Spezifikation» und endet fast verwundert: «Warum sind Sie freundlich und gütig zu mir? Ich bin doch nichts. Ein breitschultriger Träumer. Ein arrogantes Lamm. Ein sehnsüchtiger Taugenichts.»⁸ In Briefen an die Schwester macht er sich derweil über Schäfers Anekdoten lustig. Ins Tagebuch notiert er: «Schäfer: Gepinselte Kinkerlitzchen» (I 25).

*Drei Tischgespräche*⁹ gehen von autobiographischen Bezügen aus und enden je mit einer überraschenden Wendung. Ein «älterer Bruder» unterhält sich mit einer «Schwester von siebzehn Jahren» und einer «kleinen Schwester von sieben Jahren», was 1909 – der Text erscheint 1911 – dem Verhältnis zu Auguste und Anna entsprochen hätte. Die sprachliche Pointe setzt am Ende die kleine Schwester. Im zweiten Gespräch unterhalten sich ein «biederer Musiker» und ein «geistreicher Journalist»; ein «naiver Dilettant» setzt die Pointe. Das dritte Gespräch bestreiten ein «Kunstphilosoph» und ein «Aesthet». Am Ende behält aber ein «Mann mit dem gesunden Menschenverstand» das letzte Wort. Von der Familie über die Kultur zur Wissenschaft wird eine Intellektualisierung angesprochen und jeweils durch die Schlusspointe zurückgenommen. Eine literarische Formung und Gesamtaussage ist erkennbar, der «gesunde Menschenverstand» behält Recht.

Weitaus interessanter ist aber der novellistische Text *Der Spiegel*.¹⁰ Ein «Ich-Erzähler» möchte «etwas seltsame Theorien» durch «eine wahre Geschichte» stützen. Es geht um die philosophische Annahme einer «Identität der sogenannten geistigen Welt mit der sogenannten Wirklichkeit». Franz Morphenius «bekam als Kind viele Schläge». Jedem wollte er es recht machen. Als er sich aber in eine Rosalie Blöing verliebt, gerät er in «Zwiespalt» mit seiner Mutter. Körper und Seele zerfallen. Die Seele wird «in einen Spiegel gesteckt» und kann nur noch reflektieren. Doch als Rosalie vor den Spiegel tritt und ein junger Mann sie küssen will, gerät der Spiegel in eifersüchtige «Aufregung». Der junge Mann stößt gegen den Spiegel und zerbricht ihn in viele Teile. Die Teile nehmen den «Weg

normaler Entwicklung», erkennen die «Nichtigkeit der Welt» und geben «das falsche Sichdünken ›Ich bin‹» auf. Die Identität ist zerschlagen, das geprügelte Kind wird zum unglücklich Liebenden und vernichtet sich selbst. Schmitt skizziert eine bittere Entbildungsnovelle mit autobiographischem Unterton. Eine Rosalie war eine Studentenliebelei aus Saarburg, an die er wiederholt denkt, von der er träumt.

In seiner Dissertation unterschied Schmitt zwischen einem «terminologischen» und einem «systematischen» Zugang. Seine Rezension von Fritz Mauthners *Wörterbuch der Philosophie* beschäftigt sich nun vor allem mit dem Verhältnis der Sprachkritik zur Philosophie. Mauthner erkennt die Alltagssprache als Medium der Philosophie. Dass er den «Wirrwarr von Worten» aber als «Wörterbuch der Philosophie» präsentiert, findet Schmitt überzogen. «Für Mauthner bedeutet alle Kritik der Sprache dasselbe wie Kritik des Erkennens.»¹¹ Schmitt setzt die Sprachkritik nicht mit der philosophischen «Wahrheit» gleich und schiebt den Standpunkt Platons deshalb nicht fort. «Das Problem der Wahrheit und das der Objektivität ist nicht identisch mit dem der Intersubjektivität», meint er. Es gibt «noch eine andere Richtigkeit» als die sprachliche, deutet er an. Schmitt findet Mauthners sprachkritische Reduktion der Philosophie unzureichend. Schon seine Dissertation ging in «systematischer» Absicht über die «terminologische» Klärung hinaus.

Was bedeutet die philosophische Sprachkritik aber für die alltägliche Praxis? Schmitt prüft Hans Vaihingers *Philosophie des Als-ob*¹² in mehreren Texten. Vaihinger war ein Hauptvertreter des zeitgenössischen Neukantianismus. Er lehrte in Halle und begründete die Kant-Gesellschaft und die *Kant-Studien*. Vaihinger formulierte ein Fazit der erkenntnistheoretischen Diskussion des 19. Jahrhunderts, indem er Kant mit Nietzsche «fiktionalistisch» und pragmatisch auslegte und so auf den zeitgenössischen Standpunkt brachte. Schmitts kurze Besprechung in *Die Rheinlande* stellt zunächst als Ertrag heraus, «wie sich Fiktionen und die von ihnen zu unterscheidenden Hypothesen [...] in Dogmen verwandeln, indem man aus dem ›als ob‹ ein ›weil‹ macht».¹³ Er legt seine Besprechung als Anwendung und Beweis an: Der praktische Wert des Buches habe sich durch den Erfolg erwiesen. Ausführlicher bespricht er das voluminöse Buch dann unter dem Titel *Juristische Fiktionen* in der *Deutschen Juristen-Zeitung*. Dort erhofft er sich von Vaihingers Philosophie eine Wendung «der ganzen Diskussion um Rechtswissenschaft und Rechtspraxis»; Vaihinger habe erkannt, dass es «nicht auf die Wirklichkeit von etwas Gedachtem, sondern auf die praktische Verwendbarkeit der Fiktion» an-

komme. Die dogmatische Haltung nehme ein Als-ob für ein Weil. Schmitt exemplifiziert das am «Willen des Gesetzes».¹⁴

Im dritten Ansatz prüft er die «Philosophie des Als-ob» dann in einer Miszelle über *Richard Wagner und eine neue <Lehre vom Wahn>*¹⁵, die 1912 in den *Bayreuther Blättern*, dem Hausorgan der Wagnerianer, erscheint. Schmitt beginnt mit grundsätzlichen hermeneutischen Überlegungen, umreißt die Aufgabe einer allgemeinen Betrachtung Wagners und exemplifiziert sie am Wahnmonolog des Hans Sachs aus den «Meistersingern». Am Beispiel zeigt er, wie die «Resignation» eine «moralische» Haltung ermöglichte: eine «neue Teilnahme am Leben» kraft «Erkenntnis der Nützlichkeit und Verwendbarkeit des Wahnes, seiner praktischen Unumgänglichkeit». Mit Vaihinger versichert er sich einer kritizistischen, durch Nietzsche hindurchgegangenen Fassung des Mythos-Begriffs, die er von «religiösen Dogmen» absetzt, die «gewöhnlich aus einem <Als Ob> ein <Weil> machen».

Die Frage nach den «Resultaten» eines Werkes für den «Adressaten» beschäftigt Schmitt dann weiter in der Auseinandersetzung mit Cervantes. Ein Beitrag *Don Quijote und das Publikum*¹⁶ wirft grundsätzliche Fragen zur Poetik und Hermeneutik auf. Wirkungsästhetisch fragt Schmitt nach dem «Adressaten» eines Textes. Grundsätzlich unterscheidet er dabei zwischen der «Deutung» und der «Bewertung». Die Deutung ist der Standpunkt des Publikums, der «Boden des normalen Menschenverstandes»; Schmitt profiliert diesen Standpunkt gegen die gelehrte «Interpretation»: Das Publikum, «das mythenbildende Subjekt», habe «die richtige Deutung [...] ein für allemal gefunden». Sein Standpunkt sei auch der «Boden» des Cervantes. «Denn der Künstler Cervantes bleibt mit bemerkenswerter Sicherheit auf dem Boden des normalen Menschenverstandes»; Cervantes gab die richtige Deutung: Don Quijote ist verrückt, von einer Idee besessen. Auch das Publikum meint das eigentlich, seine falsche Theorie der Praxis verwehrt ihm aber eine gerechte Bewertung. Anders als das Publikum erkannte Cervantes die «menschliche Größe» in der Narretei des Helden. Ähnliches erlebt Schmitt damals, wie noch zu zeigen, mit seiner ersten Frau Cari. Die Miszelle nimmt eine positive «Bewertung» der Passion vorweg, über die sich sein Publikum später mokiert.

In seiner *Politischen Romantik* kommt Schmitt 1919 beiläufig auf Don Quijote zurück. Im Kern übernimmt er dabei seine frühe Deutung von 1912. Er sieht in Cervantes einen großen Volksdichter und Epiker. Solche Fragestellungen sind aus der ästhetischen Diskussion nach 1900 vertraut. Man hoffte auf eine Selbstaufhebung des «realistischen» und «naturalis-

tischen» Romans in einer neuen Epik.¹⁷ Diese Hoffnungen verbanden sich vor allem mit der russischen Literatur: mit Dostojewski und Tolstoi. Schmitt aber betrachtet Theodor Däublers *Nordlicht*-Dichtung damals als ein «episches Kunstwerk» (I 359) von «abgeschlossener Totalität». Er adressiert seine Sehnsucht nach Wiederherstellung eines geschlossenen Weltbildes, einer neuen «Totalität des Lebens» (Georg Lukács), dann im Fortgang seines Werkes primär an die Politik.

Am 12. April 1912 schreibt er an Walther Rathenau einen langen Brief, der auf das *Nordlicht*-Epos hinweist.¹⁸ Rathenau antwortet auf den eigenartigen Brief, den der junge Rechtsreferendar einem der mächtigsten Industriellen und Intellektuellen der Zeit schreibt, woraufhin sich Schmitt am 24. April näher vorstellt. Sein Ton schwankt zwischen Devotion, Anmaßung und Polemik. Schmitt bietet «Konfession», «Bitte» und «Geständnis». Er wolle Rathenau einmal «etwas Eigenes» zu dessen Kritik der Zeit sagen, nicht «als Gelehrter» allerdings, der er «charakterologisch» nicht sei. Doch könne er auch nicht mehr «als unschuldiger, naiver Mensch» schreiben: «Inzwischen haben es mir die irritierenden Geistreicheleien menschenkennerischer Jüdinnen unmöglich gemacht. Denn Düsseldorf und was hier herumliegt wimmelt von Rahels,¹⁹ Liliputaner-Rahels», schreibt Schmitt an Rathenau, den er bald in den *Schattenrissen* unter die «Nicht-Deutschen» einordnen wird. Wortreich windet er sich in Negationen: «Ich habe zuviel Ehrfurcht vor Ihnen um witzig zu werden. Sie haben sich freundlich nach mir selbst erkundigt, dafür bin ich dankbar; aber ich halte noch nicht genug von mir, um ohne Beschämung antworten zu können. Doch kann ich es in einigen Jahren. In meinem Alter ist man nichts.»²⁰

Umgehend publiziert Schmitt im *Rheinlande*²¹ eine scharfe Besprechung von Rathenaus *Kritik der Zeit*, die erneut die Frage nach dem kritischen Standpunkt stellt. Von welcher «Warte» aus argumentiert der Kritiker? Jeder Standpunkt verweise «auf etwas Historisches, Soziologisches, etwas, das den Menschen als politisches Wesen angeht». Mancher Kritiker prätendiere einen religiösen Standpunkt, mancher einen wissenschaftlichen. Rathenaus Kritik am «mechanistischen Zeitalter» sei zwar von einer «Fundamentalvorstellung» der «Seele» geleitet, dieses Fundament der «Kritik» werde aber nur negativ als Gegenbild der Zeit behauptet. Rathenaus «Seele» sei mystisch-transzendent, die Maßstäbe blieben ungeklärt. Seine Studie sei deshalb eigentlich gar keine wissenschaftliche «Kritik», sondern nur eine «Klage», eine moderne, moralistische Version der «Predigt», die «viele» – der «normale Menschenverstand» – landläufig hinter

«Zeitkritik» vermuteten. «Rathenau = ungenau», notiert Schmitt später sarkastisch.²² Er macht Rathenaus «Kritik», mit Kant gesprochen, den mangelnden Transzendentalismus zum Einwand und fordert eine klarere Begründung des kritischen Standpunkts.

Der Jurist argumentiert intern im Rahmen des geltenden Rechtssystems, kritisiert Inkonsequenzen im System. Deshalb ist er nicht genötigt, einen externen Standpunkt zu begründen. Wer aber «Seele» gegen die «Zeit» aufbietet, lastet sich ein stärkeres Begründungspensum auf. Schmitt entzieht Rathenaus Fundamentalkritik so den Boden und macht Rathenau dann in seinen *Schattenrissen* ebenso gnadenlos zum Gegenstand seines satirischen Spottes wie Wilhelm Schäfer und Fritz Mauthner. Statt moralphilosophischer «Kritik» setzt er auf die politische Satire. Seine Kritik an Rathenau nimmt er auch in seine Monographien *Wert des Staates* und *Theodor Däublers <Nordlicht>* auf und wiederholt sie später in einer Besprechung.²³ Ein Interesse an Rathenau bleibt. «Nach der Lektüre von Walther Rathenau: Der Hund weiß alles», notiert Schmitt ins Tagebuch (I 261). Rathenaus Ermordung berührt ihn später sehr: «Entsetzlicher Schreck. Angst, das Gefühl fürs Schicksal. Also das war sein Schicksal, so sollte er sterben, dieser gebildete, schöne, überlegen-schwache Mensch.» (III 104)

Diese kleinen Texte vor 1914 sind gewiss Gelegenheitsschriften. Schmitt übt sich in publizistischen Formen und sucht Kontakte. Er wagt sich an Cervantes und Wagner, während er unter dem Eindruck der – noch zu behandelnden – Begegnung mit Theodor Däubler steht. Dennoch haben seine Texte auch ein verbindendes philosophisches Thema: die Auseinandersetzung mit dem kritizistischen Standpunkt, wie er durch Vaihinger auf die nietzscheanische Spitze getrieben wurde. Ähnlich wie schon Hegel sieht Schmitt den Vernunftstandpunkt des «Publikums» kritizistisch gerechtfertigt und schiebt die abstrakte «Verstandesphilosophie» (Hegel) auf die gelehrte «Interpretation» der romantischen Intellektuellen polemisch ab. Er hält sich an den «normalen Menschenverstand», an das «Publikum» als «Adressat», reklamiert aber auch einen höheren Standpunkt. Im Resultat entschärft er den Kritizismus pragmatisch.

3. Dichterapotheose und Literatenschelte: der «unzeitgemäße» Dichter und das «Gemeingut der Gebildeten»

Rückblickende Wahrnehmung eines Epochenwandels

Der Sprung ins 20. Jahrhundert hat zwar einen langen Vorlauf, die Zeit nach 1900 wurde in Deutschland aber allgemein als Epochenwende wahrgenommen. Die technologische und ökonomische Dynamik bewirkte einen massiven sozialen Wandel. Die schöne Balance von «Bildung und Besitz» zerbrach, der Bürger wurde zum Bourgeois, der Bauer verschwand aus dem Stadtbild und die Arbeiterschaft entwickelte Klassenbewusstsein. Die Städte wurden elektrifiziert, Fahrräder und Autos kamen auf. Die Technischen Universitäten erhielten Promotionsrecht, Frauen wurden zum Studium zugelassen, neue Berufe entstanden.

Der Aufbruch in die künstlerische Avantgarde lässt sich nach 1900 ansetzen: Cézanne und Picasso, Mahler und Schönberg, Thomas Mann, Franz Kafka und Joyce, Max Reinhardt, Chaplin und Murnau sind einige Hauptvertreter. Diese klassische Moderne wurde wohl erst Mitte der 1980er Jahre durch die neue technische Revolution des Computerzeitalters abgelöst.¹ Schmitts Leben umfasst diese klassische kulturelle Moderne, ihr Ende erahnt er noch in der Scheu vor neueren Massenkommunikationsmitteln und seinem späten Horror vor alldurchdringenden elektrischen «Strahlungen». Schmitt hat ein feines Sensorium für die Götterdämmerung des «langen» bürgerlichen Zeitalters, des nationalliberalen 19. Jahrhunderts. «Goethe» galt als «Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters» (Thomas Mann); Schmitt erinnert sich an diese bildungsbürgerliche «Goethe-Maske» nur mit Befremden. 1946/47 schreibt er über seine Berliner Studienzeit:

«Das Podium war ursprünglich eine Kanzel gewesen und hatte in einer christlichen Kirche gestanden. Die Kanzel wurde zum Katheder für philosophische und moralische Vorlesungen. Dann wandelte sich das Katheder zur Bühne, indem die Bühne zur moralischen Anstalt wurde. Der Wandel des Podiums wurde in der Physiognomie der Zeit sichtbar. In dem Gesicht des geistigen Typus dieser Jahre trafen drei bürgerliche Gesichter zusammen, das eines Predigers, eines Professors und eines Schauspielers. [...] Daraus ergab sich eine Gesamttendenz zur GOETHE-Maske. Die GOETHE-Maske war das tiefste Unheil der Zeit. Mit ihr wurde Tausenden von begeisterungsfähigen Jünglingen das Scheinbild einer *potestas spiritualis* in die Seele gelegt.»²

Schmitt sieht hier die Abkehr vom Christentum und den Übergang ins «ästhetische Stadium» negativ. Davon findet sich in seinen frühen Zeugnissen zwar noch wenig, erst nach 1914 findet sich eine religiöse Entscheidung gegen die säkulare Orientierung; in der Wendung zur «tragischen» Literaturgeschichte klingt aber bereits eine religiöse Stimmung an. Schmitt verdeutlicht seinen Weg nachträglich durch Bezugnahmen auf den Hölderlin-Kult, der insbesondere aus dem George-Kreis hervorging. Stefan George hatte *Das Jahrhundert Goethes* kanonisiert, historisiert³ und ein liturgisches Verständnis von Dichtung reinszeniert, das im Maximin-Kult um den frühverstorbenen Jüngling Maximilian Kronberger kulminierte. Sexualität wurde hier zur Erotik sublimiert, Homoerotik zum pädagogischen Eros geläutert. Der charismatisch integrierte George-Kreis war ein Laboratorium der Geistesgeschichte, aus dem u. a. ein neues Platon-, Nietzsche- und Hölderlinbild hervorging. Am 17. Mai 1948 notiert Schmitt: «Der entscheidende Schritt um 1900 war der Übergang vom Goethischen zum Hölderlin'schen Genialismus». Einen Tag später schreibt er:

«Jugend ohne Goethe» (Max Kommerell), das war für uns seit 1910 in concreto Jugend mit Hölderlin,⁴ d. h. der Übergang vom optimistisch-ironisch-neutralisierenden Genialismus zum pessimistisch-aktiven-tragischen Genialismus. Es blieb aber im genialistischen Rahmen, ja, vertiefte ihn noch in unendliche Tiefen. Norbert von Hellingrath ist wichtiger als Stefan George und Rilke.» (GL 115)

Das Jahr 1910 machte innerhalb des George-Kreises Epoche. Der George-Jünger Norbert von Hellingrath veröffentlichte Hölderlins Pindar-Übertragungen in den *Blättern für die Kunst*, der erste Band des *Jahrbuchs für geistige Bewegung* erschien; Friedrich Wolters proklamierte *Herrschaft und Dienst* und Karl Wolfskehl gab die Losung vom «Geheimen Deutschland» aus. Der George-Kreis trat aus dem inneren Zirkel der Lyrik in die allgemeine Geistesgeschichtsschreibung heraus und dogmatisierte seine charismatische Erweckungsideologie. Platon und Hölderlin wurden zu Chiffren des Kreises. Schmitt verbindet den «Übergang» zur pessimistischen Auslegung des Genialismus mit dem Sturz Europas in den Ersten Weltkrieg. Er vollzieht seine grundsätzliche Abkehr vom «Genialismus» mit einer Beisetzung der Romantik. Die allgemeine Abkehr datiert er erst später mit dem Weimarer Existentialismus, der eine christliche Gegenbewegung und Rückbesinnung auslöste. Schmitt kritisiert nach 1945 den tragischen «Genialismus» und fordert eine theozentrische Wendung vom Menschen zu Gott. Sein Bezug auf von Hellingrath könnte von Heidegger⁵ stammen. Er besagt: Von Stefan George bleiben vor allem die An-

stöße zur Wiederentdeckung des späten Hölderlin, die von Hellingrath unter dem Einfluss Georges einleitete.

Schmitt konnte sich hier persönlich identifizieren. Denn Hellingrath war als kriegsfreiwilliger Offizier in München und Amberg stationiert, als Schmitt Ende Februar 1915 in München ankam. Schmitt hätte gar Hellingraths Vortrag über «Hölderlins Wahnsinn» hören können, der im Hölderlinkult der jugendbewegten Kriegsgeneration – so bei Heidegger – Epoche machte. Auch Hellingrath gab damals die Losung vom «Geheimen Deutschland»⁶ aus und setzte Hölderlin als Dichter der «Deutschen» an die Stelle Goethes. Der Identifikationen sind noch mehr: Hellingrath hielt seine Vorträge in der Ludwigstraße 4, dem Gebäude der Handelshochschule, an der Schmitt später lehrte. Seine Hölderlin-Edition erschien im Verlag Georg Müller, der «entscheidende» Band mit Hölderlins später Lyrik im gleichen Jahr, als Schmitt im gleichen Verlag seine Däubler-Studie publizierte. Noch im September 1916 hätte Schmitt von Hellingrath in München begegnen können.⁷ Solche Identifikationen waren ihm sehr wichtig. So nimmt er in seiner generationellen Identifikation vor allem die Wiederentdeckung und heroische Stilisierung Hölderlins auf.

Anders als Heidegger geht er aber hinter Hölderlin auf das Christentum zurück und lehnt letztlich die gesamte neuere «Ich-Philosophie», den Idealismus und «Genialismus» ab. Er macht die neuere deutsche Bildungsgeschichte nach 1945 für das Zeitalter der «totalen» Kriege verantwortlich. Erst im nachgelassenen *Glossarium* ist vielfach nachzulesen, dass er seiner «esoterisch» gewollten Bezugnahme auf Dichter wie Theodor Däubler und Konrad Weiß die generationstypische Referenz an Hölderlin und den George-Kreis vorlagert. Gegen den «bürgerlichen» Bildungskanon baut er den Gegenkanon des jugendbewegten, expressionistischen Antimodernismus auf und überbietet diesen Kanon noch, in gezielter Abstandnahme von Heidegger, durch seine «unzeitgemäßen» Dichter. Der getreue Freund Ernst Hüsmert überliefert ein spätes Diktum von 1984: ««Ja», sagte er, «merken Sie sich ein letztes Wort von mir. Wenn Heidegger auf Däubler statt auf Hölderlin gestoßen wäre, dann wäre er der größte deutsche Sprachphilosoph geworden.»»⁸ Schmitt knüpft an Heideggers Hölderlin an, um seinen Schritt zu Däubler für die Literaturgeschichte plausibel zu machen. Er schreibt Däubler in die tragische Literaturgeschichte hinein.

Von Richard Wagner zu Theodor Däubler (1876–1934)

Schmitts rückblickende Skizzen treffen seine ersten Annäherungen an die literarische Avantgarde also nicht genau. So ist die christliche Reserve gegenüber säkularer Kunst im Frühwerk kaum zu finden. Auffällig ist aber, dass der humanistische Kanon der Goethezeit kaum eine Rolle spielt. Schmitt sieht die Musikgeschichte in der Achse Mozart und Wagner. Hinter Mozart geht er nicht zurück und über Wagner, Richard Strauss und Hans Pfitzner kaum hinaus. Und auch Mahler, Schönberg und die zweite Wiener Schule, die aus dem weiten Mantel Wagners schlüpfte, erwähnt Schmitt kaum. Er hat allerdings ein feines Organ für das Laboratorium des Vormärz, von dem her sich die künstlerische Avantgarde, so auch Wagner, formierte. So bezieht er sich früh auf Büchner, Grabbe, Hebbel. Schmitt neigt also früh schon zur «tragischen» Literaturgeschichte.

Auch ihm ist Wagner der Inbegriff der Moderne. Er sieht ihn aber im Licht Nietzsches immer wieder ambivalent. Indem er Wagners Musik mit dessen Theorie als Dichtung auffasst, kann er eine Alternative zwischen Wagner und Däubler aufbauen. Er profiliert nicht nur die Alternativen Goethe oder Hölderlin und Mozart oder Wagner, sondern auch die Alternative Wagner oder Däubler und entscheidet sich dabei für Däubler und die Dichtung als authentischen Ausdruck der Avantgarde. Eine solche Wendung von der großen Monumentalmusik zur Lyrik findet sich damals auch im George-Kreis und bei Heidegger. Selbst Thomas Mann, dessen Frühwerk von Lyrik durchwoben ist, ist sie nicht fremd. Max Weber formuliert in *Wissenschaft als Beruf* pointiert gegen Wagner, dass die höchste Gegenwartskunst «eine intime und keine monumentale»⁹ sei und sich in «kleinste Gemeinschaftskreise», wie den George-Kreis, zurückgezogen habe. Die Aufnahme der künstlerischen Avantgarde konzentriert sich für Schmitt auf die Auseinandersetzung mit seinem Dichterfreund.

Schmitt lernt Däubler 1912 kennen, vielleicht über Eisler. An die Schwester schreibt er im Januar: «Nächstens krieg ich Besuch von Eisler und dann von Däubler. Auf diesen bin ich besonders gespannt. Er ist beinahe 2 m groß, dick, hat einen langen schwarzen Bart und ist immer heftig gestikulierend am reden.» (JB 127) Im Sommer 1912 lernen sich beide dann gut kennen. Im Juni schreibt Carl der Schwester, dass Däubler erneut komme, der «ein berühmter Mann geworden» (JB 153) sei. Im August erzählt er rückblickend, dass Däubler für sechs Wochen zu Besuch war; er sei «der größte Dichter der Gegenwart. [...] Eisler und ich werden über ihn schreiben und sind bald mit einem überaus witzigen Buch fertig»



*Der Dichterefreund Theodor Däubler:
«Er ist beinahe 2 m groß, dick,
hat einen langen schwarzen Bart
und ist immer heftig gestikulierend
am Reden.»*

(JB 157). Die Däubler-Studien sind demnach zunächst zusammen mit Eisler als Parallelaktion zu den *Schattenrissen* geplant. Im Oktober scheint Schmitt die Sache aber allein übernommen zu haben.

Ins Tagebuch notiert er aus einem Briefentwurf an Däubler: «Ich hasse jedes Buch, das ich nicht entweder selbst geschrieben habe oder bis zum höchsten Maße bewundern muss. Mir kommt es beim Schreiben gelehrter Bücher immer nur auf eine Eulenspiegelei an.» (I 27) Das ist ein starker ironischer Vorbehalt gegen die eigene Eloge. Damals sitzt Schmitt wohl schon an seiner Studie. Er würdigt nur den Dichter, nicht den Vorkämpfer expressionistischer Kunst.¹⁰ Bald schickt er seine Deutung an die Zeitschrift *Der Brenner*, in der Däubler einiges veröffentlichte. Die erste Fassung ist also bereits als gültige Veröffentlichung geplant. Der Versuch scheitert aber. Däubler regt dann eine Veröffentlichung in einer «Zeitschrift für religiöse Kultur» an (I 231). Schmitt freut sich darüber, notiert einen zustimmenden Brief der Redaktion: «Mein Aufsatz über Däubler wird gedruckt, wird gelesen.» (I 234) Doch das Projekt scheitert. Im dritten Anlauf arbeitet Schmitt den einführenden Essay unter Mitwirkung Däublers später zu einer kleinen Monographie aus.

Er steuert also nicht direkt auf die Nordlicht-Monographie zu und ist später über deren Abfassung auch nicht immer glücklich. Er weiß wohl, dass seine Eloge aus der Autorschaft eines angehenden Staatsrechtlers

herausfällt, und will sie zunächst bescheidener in der Form eines literaturkritischen Essays halten. Der Weltkrieg gibt ihm aber erneut Anlass zur Publikation dieser poetologischen und geschichtsphilosophischen Konfession. Und wenn das Verhältnis zu Däubler später auch einige Ambivalenzen durchläuft und Schmitt manche Aspekte seiner Deutung revidiert, bewahrt er sich doch lebenslang seine hohe Wertschätzung der *Nordlicht*-Dichtung. Ganz wichtig ist aber auch der Anteil Eislers: Die Freunde entdecken Däubler gemeinsam. Vom Dezember 1912 ist eine Postkarte¹¹ aus Mönchengladbach erhalten, mit der Carl und Fritz und Däubler dem Schwesterchen Anna zum Nikolaus schreiben. Der große Dichter unterschreibt nur zum Gruß, das Autorenteam Schmitt/Eisler dagegen dichtet. Carl schreibt zunächst: «Liebe Anna, du schweigst lang, / bist Du armes Kindchen krank?» Fritz schließt an: «Brachte dir der Nikolaus / Auch was Schönes in dein Haus? / Ist es süß, so iß mit Maßen, / denn mit Bauchweh ist nicht spaßen, / Mäßigkeit ist immer nütz / Viele Grüße Dein Freund Fritz».

Als Däubler im Juni 1913 erneut für eine Woche nach Düsseldorf kommt, ist Fritz wieder dabei. Nach Examensklausuren trifft Schmitt Däubler dann im Dezember 1914 in Berlin.¹² Wenn Schmitt auch als erster Interpret Däublers in die Literaturkritik einging, hat er dessen Werk doch gemeinsam mit Eisler für sich entdeckt. Ganz eindeutig ist die *Däubler*-Deutung ein affirmatives, emphatisches Gegenstück zur *Schattenrisse*-Satire. Dem verpönten «Gemeingut der Gebildeten» stellen beide den großen avantgardistischen Dichter entgegen. Nur vom hohen Begriff der dichterischen Aufgabe her hat die satirische Polemik ihren Stand.

Schmitts Fassung von 1912 thematisiert den «künstlerischen Drang» der *Nordlicht*-Dichtung in drei Aspekten: im Verhältnis zur Sprache, zur Form und zur Epik. Sie preist Däubler als einen unzeitgemäßen Dichter, der in der gegenwärtigen «Zeit der Mittelbarkeit» «überhaupt kein Verhältnis zu einem Publikum» (I 349) habe, keinerlei Konzessionen an den Geschmack des Publikums mache, weil er die Sprache vom bloßen «Verständigungsmittel» in ein rein ästhetisches Mittel umschuf. Schmitt vergleicht dieses künstlerische Verhältnis zur Sprache, diese ästhetische Emanzipation vom praktischen Gebrauch, mit Wagner: «Richard Wagner hatte ein besonderes Verhältnis zur Sprache. Er empfand das Bedürfnis nach einer Neuschöpfung, nach einer Umgestaltung von Grund aus. Er sah in der Sprache das Wesentliche seiner Kunst, weshalb er die Dichtung immer voran stellte und die Musik ihr unterordnen wollte.» (I 349) Während Wagner aber Musik als Dichtung auffasste, wollte Däubler Sprache

in Musik verwandeln: «Wagners Gewalttätigkeit richtet sich eigentlich [...] gegen die Musik, die er an die Sprache heranbringt, um sie untertan zu machen. Däubler dagegen geht ganz in die Sprache hinein, um die Musik aus ihr zu entfalten» (I 350).

Der Aufbau seines kolossalen Gedichts beschreibt den Weg und «Sieg des Geistes», dessen Wanderung zum Nordlicht (erdmagnetisches Polarlicht) als «Eigenlicht» (I 353) der Erde. Es ist also ein geschichtsphilosophischer Zug im Gedicht, der Weg Europas als Wanderung «des Geistes» aus dem Mittelmeerraum in den Norden. Däubler erzählt vom «Schicksal» Europas, der Menschheit und der Erde. Schmitt vergleicht seine Leistung mit «Schelling oder Hegel» und betont den gedanklichen Zusammenhang des Werkes, die künstlerische Idee und Ausrichtung auf einen «Zentralpunkt». Deshalb müsse das Gedicht auch «nicht als Lyrik», sondern als «episches Kunstwerk» von «abgeschlossener Totalität» (I 359) verstanden werden: als «eine große Erfüllung, freilich ein noch größeres Versprechen» (I 362).

Schmitts Einsatz für Däubler wurde damals wie heute kaum verstanden. Dabei konzentriert sich die Deutung nur auf das geschichtsphilosophische Thema und den kreativen Umgang mit dem Wortmaterial. Der Vergleich mit Wagners Gesamtkunstwerk ist zwar gewagt, aber doch im Anliegen nachvollziehbar. Schmitt profiliert Däublers Anspruch gegen den letzten Stand der bürgerlichen Kunstmetaphysik. Er will Däubler in die oberen Ränge hinaufschreiben, indem er ihn an Wagner misst. Das unterschiedliche Verhältnis zur Synthese von Wort und Ton ist dabei ein interessanter Vergleichspunkt. Schmitts ästhetisches Axiom, dass die dichterische Sprache Worte zum Klingen bringt und in höchster Konzentration und Verdichtung eine Einheit von Wort und Ton schafft, ist ernst zu nehmen. Auch lässt sich der Stolz des jungen, gerade 24jährigen Autors nachvollziehen, mit einem Avantgardisten befreundet zu sein.

Der Streit zwischen Poesie und Musik um den Rang der Künste, der Anspruch artistischer Lyrik, die höchste Form der Kunst zu sein, durchzieht die Kunstgeschichte. Spätestens seit Hegel wurden diese Fragen in große geschichtsphilosophische Gesamtdeutungen eingespannt. Hegel stellte die romantische Poesie als jüngste Form des «Geistes» über die Musik. Wagner nahm diese Fragen intensiv auf. Die damalige Revolution der modernen Kunst übernahm das Erbe der französischen Avantgarde und zielte mit Stefan George, Hofmannsthal, Rilke, Trakl und anderen auf artifizielle Verdichtung des künstlerischen Ausdrucks. Die neuere Geschichte der literarischen Moderne hob mit Lyrik an. In diesen Kontexten

wurde Hölderlin neu entdeckt. Nachträglich wurde er zum Vater der neueren lyrischen Bewegung und «tragischen» Literaturgeschichte erklärt, wie es Schmitt in seinen späten Notaten formuliert. Schmitt brauchte sich aber nicht auf George oder Hölderlin beziehen, weil er seinen Dichter mit Däubler schon gefunden hat. Benn, Döblin, Brecht stehen dann für spätere, ästhetisch weiter reflektierte Konsequenzen.¹³

Bemerkenswert ist es, dass Schmitt die Bedingung künstlerischer Kreativität an einen Bruch mit den Sprachkonventionen knüpft. Denn das «Publikum», der «Boden des normalen Menschenverstandes», ist ihm eine zentrale Kategorie seiner kleineren Miszellen. Nun formuliert er den dezidierten Bruch mit dem Publikum als Möglichkeitsbedingung von Kunst. Er konstatiert, dass avancierte moderne Kunst esoterisch geworden ist, weil keine gemeinsame Öffentlichkeit und epische Totalität mehr besteht. Er markiert einen radikalen Bruch zwischen dem «Gemeingut der Gebildeten» und der wahrhaft künstlerischen Erfassung der Gegenwart.

Religiöses Pathos und säkulare Dogmen

Schmitt und Eisler schreiben die *Schattenrisse* nach ihrer Däubler-Sommerreise zunächst als «Bierzeitung» bei verschiedenen Treffen. Die Form der «Schattenrisse», der Portraitgalerie zeitgenössischer Kulturträger, geht auf Herbert Eulenberg¹⁴ zurück, einen zeitgenössischen Erfolgsautor, der die «Dichter- und Tondichter-Matineen» des Düsseldorfer Schauspielhauses übernommen hatte und seine Einleitungen zu diesen «Morgenfeiern» 1910 unter dem Titel *Schattenbilder* mit der Zielsetzung publizierte, «dem Volke an seinen Sonntagen den Gottesdienst [zu] ersetzen.»¹⁵ Schäfers «Anekdoten» hatten eine literarische Verwandtschaft mit dieser Form. Die ironische Subversion dieser Modelle kann als literarische Keimzelle des satirischen Projekts der *Schattenrisse* betrachtet werden. Eulenberg und Schäfer werden darin beide satirisch bedacht. Der enge Bezug auf Schmitts damalige Situation zeigt sich auch in der Aufnahme von Portraits von Walther Rathenau und Fritz Mauthner. Beide hatte Schmitt rezensiert. Anders gesagt formt er seine beiläufigen Beiträge zu Schäfers Zeitschrift nun in eine Generalabrechnung mit dem «Gemeingut der Gebildeten» um.

Laut Vorwort wollen die *Schattenrisse* zeigen, dass der «Relativismus» nicht tot sei und der «Naturalismus» lebt. In erster Annäherung wird man sagen dürfen, dass sie gezielt das Gegenteil tun. Dabei sind die

Schlagworte durch die Satire nicht voll gedeckt: Die *Schattenrisse* erörtern nicht die «naturalistische» Kunst im engeren Sinne, die Schmitt bei Ibsen und anderen durchaus schätzte, sondern – so mit Richard Dehmel und Thomas Mann – neuere literarische Tendenzen der «Überwindung» des Naturalismus im Spiegel grotesker Portraitskizzen. Das naturalistisch-«monistische» Programm von Wilhelm Ostwald, mit dem die *Schattenrisse* eröffnen, ist kaum relativistisch zu nennen. Wenn sie dennoch diesen Generalnenner profilieren, liegt darin ein philosophischer Vorgriff, den Schmitt in anderen Zusammenhängen vertritt. Diese erste Lieferung von «Schattenrissen» passt nicht ganz unter das Etikett eines relativistischen «Naturalismus». Die Moderne selbst aber sieht Schmitt durchaus in solchen Kategorien.

Der Einstieg mit Ostwalds monistischer Sonntagspredigt schlägt den philosophischen Ton der Satire an. Die philosophische und antichristliche Gesamtsicht des säkularen «Gemeinguts» klingt dann im «Schattenriss» zu Elisabeth Förster-Nietzsche an. Nicht Nietzsche selbst steht für die modernen Weltanschauungen Pate, die die *Schattenrisse* parodieren, sondern es ist der zeitgenössische Nietzsche-Kultus in seiner naturalistischen Auslegung, wie ihn Elisabeth Förster-Nietzsche – in reduzierter Parallelaktion zu Cosima Wagner – publizistisch verbreitete und organisierte. «Pippin der Kleine» steht für Auseinandersetzungen um die naturalistische Kulturgeschichte Karl Lamprechts, und mit Gottfried von Bouillon ist der imperialistische Reisekaiser Wilhelm II.¹⁶ gemeint. Ein fiktiver Eberhardt Niegeburth erscheint als Inbegriff der modernen Tendenzen. Anatol France repräsentiert epikureische Lebenshaltung. So sind die *Schattenrisse* insgesamt eine Generalabrechnung mit der Wilhelminischen Kultur. In der religiösen Deutung klingt eine theologische Vertiefung an: Das «Gemeingut der Gebildeten» täuscht sich über das religiöse Pathos seiner Überzeugungen und Kulturpraktiken hinweg, begreift sich nicht als säkulares Erbe christlicher Kultur. Mit dem Eingangschoral der Monistengemeinde schon legen die *Schattenrisse* diese Generalaussage offen. Die satirische Entlarvung arbeitet den Widerspruch zwischen religiösem Pathos und «naturalistischen» Dogmen heraus. Das «Gemeingut der Gebildeten» begreift sich selbst nicht, und so unterliegen auch die parodierten Vertreter diversen Selbsttäuschungen.

Die anspielungsreiche Schrift hat Schmitt stets geschätzt und auch nach 1945 im kleineren Kreis immer wieder vorgelesen. Der gesamte Aufbau der Schrift verdiente eine nähere Betrachtung. So verbindet der Text das «Gemeingut der Gebildeten» mit dem «Schillerpreis», was auf spätere

Polemik gegen «Nobelpreis-Kandidaten» und andere Preisträger vorausweist. Das Schlusswort deutet auf die Literatur-Satire *Die Buribunken* voraus, indem es einen «Beweis für die Unsterblichkeit der Gattung» erbringt. Im Anhang dekonstruiert eine «authentische Interpretation» die populäre Zielsetzung der Schrift, «Gemeingut aller Gebildeten» zu werden, und fügt «Anmerkungen für Ungebildete» an, die den Leser weiter in die satirische Verwirrung treiben. «Satzungen der Schattenrissakademie» demonstrieren ökonomische und rechtliche Grundlagen des Kulturbetriebs. Ein Preisausschreiben endlich bezieht das Publikum in die Produktion von Schattenrissen ein. Die Antworten waren postlagernd an einen Johannes Negelinus in Breslau zu schicken. Der Name steht für pseudonym veröffentlichte *Dunkelmännerbriefe*, die Johannes Reuchlin 1515 in den damaligen Religionsstreitigkeiten verfasste. Satire zeigt die «verkehrte Welt». Im rheinischen Karneval ist das etabliert. Nur wer hinter dem Spiegel steht, vermag anderen den Spiegel vorzuhalten. Schmitt stellt sich mit Däublers Avantgardismus hinter den Spiegel der konventionellen Anschauungen. So ist die Begegnung mit dem unzeitgemäßen Dichter eine Voraussetzung für die Satire vom «Gemeingut».

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de